



Berlin, den 28. Juni 1902.

Moritz und Rina.

Kressin, Achatius 1902.

Viellieber Bruder und (nicht viel) Senior!

Daß Du auch immer Recht behältst! Sogar mit dem Tretgöpel; worüber der Herr unserer Fideikommißwirthschaft Näheres melden wird. Und überhaupt. Auf die Dauer wirds eklig. Man traut sich schließlich selbst nicht mehr; und was habe ich verschrumpelte Pommeranze noch vom Leben, wenn ich mein Urtheil, wie eine schiefe Schulter, einem hohen Adel und verehrlichen Publika verbergen muß? So oft ich Deine kaum noch standesgemäßen pattes de mouche auf dem Couvert sehe (sehr oft ist's ja nicht), überläufst mich: wieder ein Triumphgesang; wieder der Beweis, daß Deine Ergebnisse berufen gewesen wäre, zur Rettung des Kapitols mitzuwirken. Ende Februar, als ich Marie bei Euch und anderen Möglichen tanzen ließ (das lange Wärmchen träumt noch von der partie fine bei Bristol), war ich so siegesgewiß; und als wir, zum Abschied, in der Nacht vor dem Bismardtag in Deinem Berliner Zimmer saßen, zwischen Büste und Bild des letzten Märkers, und Deine frühe Probemobilmachung der Kiebitze respektvoll anstaunten, da habt Ihr mich nicht untergekrigt. Du nicht und Adolf erst recht nicht. Wer Euch damals wimmern hörte, mußte wirklich glauben, Preußen pfeife schon auf dem letzten Loch und Alles, was man aus der Kinderstube so in seine grauen Jahre gerettet hat, werde übermorgen unter den Hammer kommen. Aber es sah nicht. Ich war in Form, wie unsere Centauren ja wohl sagen,

und am Ende müßtest Du der störrigen Schwester einen Knicks machen und, nach einer wehmüthigen Chamade, den Degen einstecken. Hattest übrigens gut gepaukt und brauchtest Dir keinen Vorwurf zu machen. Gegen Schwärmer (bitte: Schwärmer!) kämpfen Götter selbst vergebens. Das war mein Fall; und ich schäme mich nicht mal. Wenn man das Bißchen angenehmen Irrthum nicht mehr hätte, dann lieber gleich in die Klappe. Es war meine beste Zeit. Ich ließ Adolf grienen, suchte nicht, wenn er hier den Nachbarn erzählte, mein wohlinformirter Herr Bruder sei anderer Meinung als ich; und hoffte. Der große Umschwung mußte kommen. Und ich würde die Auferstehung der alten Preußenherrlichkeit noch erleben. Zum ersten Mal seit viertausend Lenzen freute ich mich wieder auf die Frühjahrshüte.

Sonne, wo bist Du geblieben? Seit Wochen kann man kein anständiges Stück anziehen; die neue Federboa hat sich von der Durchweichung noch nicht erholt. Liefse sich ertragen, wenn die innere Stimmung nicht so trostlos wäre. Im wahrsten Sinn. Wen habe ich denn? Dem Nädel kann ich die paar Illusionen doch nicht aus dem Blondkopf plärren. Und der rothe Adolf? Nein, danke; je viens d'en prendre. Der guckt mich immer so lauernd an, als müßte ich ihm in der nächsten Viertelstunde um den Hals fallen und rufen: „Du hattest ja so Recht, mein hoher Herr!“ Wird aber nichts; weder um den Hals noch Herr. Fehlte mir gerade noch. Er läuft schon jetzt rum wie der Hahn auf dem näglichen Hausen. Und als er vorgestern die Kampfersäckchen aus seinem Majorrock nahm und auf meinen fragenden Blick mit listigen Auglein stötete: „Bülow ist Oberst geworden!“ . . . Ich fand kein Wort. Der zweite Fall in unserer Armee, sagt er; den ersten Sprung machte Bismarck in Böhmen. Das ging. Bülows Verdienste um die Armee sind mir Thörin schleierhaft. Und ich kann Deinem Schwager nicht verdenken, daß er nicht weiter mitspielen will.

Warst Du wenigstens in Bonn? Oder unentwegt Berlin NW.? Muß jetzt doch zum Auswachsen sein. Selbst die exemplarischgeduldige Lotte feußt brieflich und weiß nicht, was Dich eigentlich so lange im Hansaviertel festhält. Die verschiedenen Raisonnirbuden sind ja geschlossen. Die versprochene Herrenhausrede hast Du Dir auch verkniiffen. Willst am Ende was werden? Aber jetzt wirds bis Neval ja unpolitisch. Schonzeit für Excellenzen. Gott sei Dank! Denn was die letzte Zeit an Politischem brachte, konnte Unseren auf die höchsten Akazien treiben.

Du hast also Recht behalten. Mit den Buren. Mit Bülow. Mit Zoll, Zucker et le reste. Schließlich, wie ich via Möbelmaple höre, auch

noch die Wette gewonnen, daß His Majesty nicht im Juni gekrönt werden wird. Wir kriegen keine anständigen Handelsverträge und können sehen, wie wir uns aus der Patsche helfen. Wir sind der „arme Adel“, mit dem nichts mehr anzufangen ist. Solche Worte sollen jetzt jede Woche fallen. Glissons . . . Kuno (nicht Lù-Lù natürlich, dem wohl, trotz dem Generalmajor, die Scheidungsgeheichte noch böses Blut macht und der Ansichten überhaupt nicht riskirt) schwört Stein und Bein, diesmal kämen die Liberalen wirklich dran; der Herr Ballin und Konsorten. Dann würden wir erst was erleben. Ich bin nicht neugierig, halte aber, seit der sanfte Bernhard im Landtag so pagig geworden ist, Alles für möglich. Den schlimmsten Stoß hat mir der Burenfriede gegeben. Woran soll man noch glauben? Die Sache stand gut, die englische Sippschaft hätte es keine sechs Monate mehr ausgehalten: da lassen die Leute sich mit schönen Lebensarten fangen; oder mit Geld? Weiter hört man ja nichts mehr. Der gottverdammte Mammon regirt die Welt. Lächle nur und nenne mich wieder eine sentimentale Dame mit Runkelrühenkultur. Ehe ich mich dazu hergäbe, am Tisch Deiner Maschinenstizen und Geldjuden zu sitzen, würde ich mir als Scheuerfrau mein Brot verdienen. Wie man ist, muß man verbraucht werden. Englands „Sieg“ ist die tollste Schande. Und keiner von Euch Helden hat den Finger gerührt.

Du schüttelst das weiße Haupt, weil ich Trübsal blase. „Paßt nicht für Dich Borussenwoman.“ Gewiß nicht. Wäre auch gern mit dem Herzen dabei und habe mir Mühe genug gegeben, Lichtpunkte zu finden. Marienburger Rede (Du weißt ja: auf die Polaken hatte ich immer einen Zahn). Auch Aachen, trotzdem ich mit Karl dem Großen, von wegen der Vielweiberei und der schlechten Töchtererziehung, nichts Rechtes im Sinn habe und mein gut lutherisches Herz für den Statthalter Petri keinen Platz hat. Aber es klang doch wie eine Absage an die Wasserpolitik. Und Adolf mußte den Kandidaten gleich alarmiren, damit er das schöne Glaubensbekenntniß unseres Herrn in die nächste Sonntagspredigt bringt. Daß der langstielige Thieren endlich geht, hat mich auch einen halben Regentag lang vergnügt gemacht. (Sonst keine Aenderung in Sicht? Schade.) Viel ist's nicht. Ich rüste ab. So sehr Alles mich freut, was S. M. über die glorreiche Zukunft der Deutschen sagt: Schwarz-Weiß-Roth war nie meine Lieblingscouleur. Für mich muß es nicht das ganze Deutschland sein. Und schwarz-weiße Hoffnungen bringt selbst meine Unverwüstlichkeit seit der letzten Enttäuschung nicht mehr auf.

Sieht man sich auf dieser Erde noch mal? An Berlin habe ich mir vorläufig den Magen verdorben; theils dieserhalb, theils außerdem. Mit

Eurer Oper könnt Ihr keinen Staat machen und die übergeschnappte Romanpuppe, die der Herr Sudermann für eine ostpreussische Gräfin ausgiebt, hat mir den Theaterappetit gründlich vertrieben. Vielleicht im Oktober Paris, wenns langt. Jedenfalls wollen wir sparen. Höchstens ein Bißchen Ostsee, die dem Jungen immer anschlug. Wäre ich Dir nicht die gleichgiltigste Kreatur, dann würde ich Dich bitten, Dich gencigst für ein Weilchen nach Pommerland zu bemühen. Schon um Deinem allmächtigen Inspektor zu zeigen, daß Du noch lebst; und man könnte sich Allerlei von der Seele schwagen. Aber meine Epistel wird Dich abschrecken. Melancholie ist nicht Dein genre. Na, im Verkehr mit meinem Kirchenpatron und Revolutionär (der grüßt) würdest Du über Mangel an Heiterkeit nicht zu klagen haben. Ueberlege. Und wenn nicht, schicke Lotte (mille choses!), die sich hier wohler fühlen wird als in Gastein zwischen Deinen diplomatischen Greisen. Wir wollen rechtschaffen hausfraulich sein und die Politik in den Fliegenschrank schließen. Es wird Zeit. Hätte ichs nur früher gethan! Deine Schuld wars nicht, sondern die

Deiner noch immer unklugen,
doch nicht mehr vergnügten Schwester

Rina.

Berlin, am Johannistag.

Dunkelste aller Goldreinetten,

Der Flieder wars: Johannsnacht.

Nun aber kam Johannistag!

Er kam wirklich. Und mit ihm der Wunsch, Dich, den Trost meines Alters, wieder so lustig, so ruchlos optimistisch zu sehen wie an manchem früheren midsummerday, wo die Welt auch nicht mit Rosen und Bonbons gepflastert war. Komm. Wir wollen unsere Gräber, die Ruhestätten unserer Kinderträume, mit Blumen schmücken, einen Pferdekopf ins Johannisfeuer werfen, ganz heidnisch, und dann ganz christlich dem Herrgott danken, daß wir nicht fürs Heilige Römische Reich zu sorgen brauchen. Im Ernst: wir brauchens nicht. Das vergiffest Du immer. Daher der stete Wechsel zwischen himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt. Daher die grimmige Verachtung meiner „Fridolität“. Als obs einen Zweck hätte, sich zu schinden, wenn man ohnmächtig ist. Mir ist auch nicht leicht geworden; und Triumphgefühle, wie Dein Groll sie bei mir vermuthet: nicht die Spur. Nichts Ekelhafteres als Recht behalten. Dazu gehört heutzutage gar nichts als schlechte

Verdauung und die üble Laune, die hartnädig immer auf Zero setzt. Wenn ich nicht bis Mitte Juli durch Geschäfte hier angeschmiedet wäre — Bauerei, Hypotheken und andere crux —, hätte ich sofort die Koffer gepackt. Weils aber nicht kann sein, muß ich den Sackknoten wieder mal den Federhalter zumuthen. Viel Hoffnung habe ich nicht. Denn an Dir scheitern all meine Künste. Konnte Dich nicht bekehren, als Du dem Morgenroth zujubeltest (das ich schon damals für Bengalfeuerverk hielt), und werde Dich jetzt erst recht nicht in meinen Kahn locken. Aber in magnis . . . Zu Deutsch: selbst die ältesten Geden wollen immer noch mehr, als sie können.

Ich gebe Dir Alles zu. Eigentlich unnöthig, denn ich habe es, weil ich so unbändig klug bin, vorausgesagt. Du bist enttäuscht. Primo von den Buren, die Du schon den letzten Tommy am Darm des letzten Minenkönigs aufknüpfen sahst. Nun haben sie capitulirt und Dewet, der Dir fast ein kleiner Bismarck geworden war, ermahnt die Oranjebürger, in Treue dem king unterthan zu sein (der nun wohl nicht mehr lange Eduard heißen wird; die Krönung, an die bei Nohds schon vor Monaten nicht geglaubt wurde, ist heute auch offiziell abgesetzt worden). Dein Pech, liebes Kind, daß jeder Papierverderber Dir Jahre lang glaubwürdiger schien als Dein frère prodigue, den Du zu den Britenanbetern in die Wolfsschlucht warfst. Dahin gehörte er nicht. Aber er hat die englische Zähigkeit in der Nähe gesehen und mußte vom ersten Augenblick an, wie die Geschichte enden müsse. Den Finger hat er freilich nicht gerührt. Wozu denn? Wir haben das Kriegsfeuer angefaßt, wir mußten und konnten es löschen und wären heute eine hübsche Strecke über 70 weg, wenn wir über den Kanal gerufen hätten: Das Ganze Halt! Die Franzosen wären vor Freude aus dem Häuschen gekommen und Väterchen hätte sich eine neue Friedensspeise gestopft. Es sollte nicht sein; und für hoffnungslose Sachen stelle ich mich nicht heraus. Daß die armen Kerle, die von Brüssel aus belogen wurden, daß die dicksten Balken sich bogen, nachgaben, sobald sie die Wahrheit erfuhren, war vernünftig, wenn es uns auch um eine Sensation gebracht hat. Frage mal Deine Bauern, ob sie Lust haben, sich für Ideale schlachten zu lassen. Ja, wenn man sie mit der Klinge ins Feuer treibt; et encore! Woran man noch glauben soll? An Zeitungen jedenfalls nicht, hohe Frau; da werden die hehren Gefühle verhökert, wird immer irgend ein Tugendläppchen eingerührt, das auch nicht mehr im Mindesten stinkt. In der Heimath ist Alles herrlich; aber draußen! General Mercier, Viscount Kitchener, Pobedonoszew! Das Entrüstungsbedürfniß will Futter; und das wächst nur fern von den Reichsgrenzen. Einerlei:

Dewet bleibt auch ohne Hintertreppenheroismus ein Prachtkerl. Halte Dir das Näschen zu, wenn Du an den Fügenfabriken vorbeigehst, und spare das Hochgefühl für Gegenstände, die Du kennst, nicht von fremden Leuten auf Treue und Glauben hinzunehmen brauchst. Und Eduard hat ja den Lohn.

Chez nous hat nichts sich geändert und Deine Halbmaßstimmung kommt um sehr viele Posttage zu spät. Habe ich Allen gesagt, die hier Trauer- randmienen (schlechteste Spekulation) umhertrugen. Was ist denn? Der „arme Adel“ doch nicht seit vorgestern aus der Sonne. Natürliche und nothwendige Konsequenz. Deine — nicht meine — Parteigenossen langweilen S. M. „Klagen, nichts als Klagen, Bittschriften, nichts als Bittschriften!“ Der smarte Morgan, den er nach Kiel geladen hat, kann ihm interessantere Dinge erzählen. Deshalb halte ich auch nichts von der großen Aktion, die jetzt heimlich versucht wird, um unsere Leute wieder palaisrein zu machen. Die bekannten Granden an der Spitze, von Udo bis zu Guido mit den zwei Familiengrüsten. Toute la lyre. Versöhnung. Diagonale. Los vom B. d. L. Kanal. Wird nicht zum ersten Mal angestrebert. Und zu mehr oder minder reinlicher Scheidung muß es ja kommen, wenn auch die Blindesten sehen, daß der Hochschutzzoll vor die Hunde geht. Er ist schon gegangen und würde nicht wiederkehren, selbst wenn Bülow nicht an der Spritze bliebe. Was hast Du plötzlich gegen den Mann, daß Du ihm sogar Schnürtock und Wadenstiefel nicht gönnst? Redet sich heifer, liest alle Zeitungen, reißt Hals über Kopf, wenns verlangt wird, und leistet, was man von ihm erwarten konnte. Die Leute, die sich im Hintergrund vorbereiten, ihn zu beerben, würden Dir nicht besser gefallen. Podbielski hat mehr praktischen Menschenverstand, raschere Auffassungsfähigkeit und die ganze Großhändlererei hinter sich, kann aber die Botschafter doch nicht, wie die Kommerzienräthe, neckisch in die Rippen stoßen oder beim Bierkat hochnehmen. Und Posadowsky, der Ernsthafteste, Gebildetste (seine düffel-dorfer Rede war einzige Erquickung), hat keine Aussicht. Liberale Aera? Möglich, trotzdem die Prophezeiung schon etwas altbacken ist; vielleicht auch nur ewige Vogelscheuche. Manche von uns wünschen diese Probe; Andere halten, mit Mallet du Pan, solches Rechnen auf gesteigerte Verwirrung für falsch. Natürlich krebzen auch die Versöhnlichen mit diesem Spuk. Seid Ihr nicht artig, so kommt der Ballin! Hokuspokus. Als Bülow in Hubertusstock mal, nur halb wohl im Scherz, hinwarf, der jüdische Herr der Hamburg-Amerika-Linie könne eines Tages ganz gut Minister werden, klopfte S. M. ihn auf die Schulter und fragte: „Warum denn nicht Kanzler, lieber Bülow?“ Seitdem sitzt in den Knochen. Ich zweifle. Nicht daran,

daß man sich noch den einen oder anderen Möller holt, der sich dann in Freiheit dressiren und blamiren mag. Aber an liberaler Firmirung. Die Gesellschaft hat nichts Reelles zu bieten, so lange sie nur ein Häufchen in die Parlamente schickt, und wäre mit dem Centrum nicht leicht zusammenzuspannen. Das aber ist die Hauptsache. Der reine Blödsinn, immer zu thun, als gäbe es nur Rechts und Links. In der Mitte sitzen die Musikanten.

In Bonn war ich nicht, aber im Herrenhaus, als der Sorquitter die Häupter der anwesenden Borussen, Vandalen pp. zählte. Mir wurde etwas flau. Du kennst mich lange genug, um zu wissen, daß ich kein Frosch bin und mit Wonne den Stürmer heute noch auf die Platte setzte. Behänderte Positif aber mag ich nicht und finde unklug, den Demokraten ausdrücklich zu sagen, wie Unserer von der Corps- zur Hofcharge den Weg gemacht hat. Die Couleur wird jetzt zu oft gezeigt. Wenn die Jungen den hohen Prozentsatz der arrivistes sehen, geht die Unbefangenheit zum Teibel. Werden schon früh genug das Schustern lernen. Einstweilen brauchen sie noch nichts Strebsames zu denken, wenn der Kantus steigt: Was kommt dort von der Höh'?

So redet Einer, der nach seiner Schwester wohlüberlegter Meinung „was werden will.“ Heiliger Fridolin! Was denn? Am Ende, wie Bismarck nach 90, Oberster der Verschnittenen. Deshalb blieb ich auch unter den Peers stumm. Wollte mir nicht die Karriere verderben. Inniges Beileid zu dieser Materidee. Nein: ich redete nicht, weil ich nichts zu sagen hatte. Von der Leberweg wäre es tant bien que mal gegangen. Aber man schleppt die Tradition nun ja mal mit sich, geht nie über eine bestimmte Grenze hinaus, ist an allen Ecken mit Zwirnsfäden festgebunden. Ziehe ich vom Leder, dann sollens keine Lusthiebe sein; vor der königlichen Staatsregierung in Ehrfurcht ersterben, ihr zwei Röslein mit drei Dörnlein überreichen: Wahlzeit! Höchst verlockend, das volle Herz vor versammeltem Kriegsvolk auszuschnitten; nachher aber käme man sich doch wie fahnenflüchtig vor. Das selbe Gefühl (im Kleinen), das den Mann im Sachsenwald zurückhielt und Chamisso's Wort citiren ließ: Die Situation hat für mich kein Schwert.

Hier ist es still und Gottes Ungeduld nur zu begreiflich. Aufgerissenes Straßpflaster, schlechte Luft, kaum eine lohnende Whistpartie zusammenzukriegen; und vor jeder Sandliefere die Sehnsucht nach anständigem Laubwald. Es ist ein Jammer. Zähle die Tage, bis Reserve Ruhe hat. Politif hätte mich nicht gehalten. Nitschewo. Thielen sind wir los. Der eine Tote, ohne den die Session nicht mehr schließen kann. Lange schon Blattschuß (kein Glückwunsch zum Siebenzigsten); und der Schec mit dem homburger

Bahnhof. Au Talentfülle ist er nicht gestorben; der richtige Duzendbureaukrat, der sich enorm vorkommt, wenn er morgens in den Thiergarten reitet. Miquel, der ihn uns bescherte, hatte ihn im Wagen; „ich weiß“, sagte er nach der Entlassung, „daß ich manchen Fehler gemacht habe: da geht mein schlimmster“; und wies auf Thielen, der eben den Hut vor ihm zog. Der Schwarze Adler sei ihm leicht. Seit Poddbielski, sehr schlau, abgelehnt hat, war Budde der providentielle Mann. Auf jeden Fall viel bessere Nummer. Herr Jsidor Roewe, bei dem er mehr als das Doppelte eines Ministergehaltes hat, scheint ihn beurlaubt zu haben. Wäre nicht übel. Ist er nach drei, vier Jahren verbraucht, dann kann er, mit Ministerpension, wieder Waffen fabriciren. „Beurlaubt zur Dienstleistung als königlich preussischer Staatsminister.“ So muß es kommen, da Industrie und Bank uns die brauchbarsten Leute wegschnappt. Mammon? Stimmt. Mußt es eben leiden.

Deine anderen Lichtpunkte glänzen mir nicht allzu freundlich ins loyale Gemüth. Fromm war ich nie und Das war mein Verderben; für die Würdigung christlicher Krieger, Elektriker, Torpedoschleuderer fehlt mir das Organ. Polen ist noch nicht verloren, weil man ein paar tausend Kolonisten hinlootst; die Sache fordert eine andere Lage. Der marienburger Schlachtruf hat die ganze Slavenwelt mobil gemacht und ich bin noch so altfränkisch, daß ich den Monarchen nicht gern im Getümmel, nicht gern politisch aggressiv sehe. Der Glaube an das germanische Weltimperium ist beneidenswerth, das öffentliche Bekenntniß aber nicht geeignet, uns Freunde zu werben, zumal man uns so wie so schon ausschweifende Pläne zutraut. Uebrigens wird der Erfahrene sich hüten, aus Reden Schlüsse zu ziehen. Abwarten und ruhig Blut bewahren. Das wird der allerletzten Borussia schwer und daher die Thränen. Doch wir „Edelsten“ sind nicht mehr — verzeih, Kleinette meines Herzens, das anstößige Wort — der Nabel der Welt. Die Karre geht weiter, auch wenn wir unter die Räder kommen. Ihr Schwarz Weissen denkt: Preußen sind wir. Das ist vorbei. Die persönliche Leistung, nicht der ererbte Besitzanspruch wird heute gewogen. Unangenehme Wahrheit, die aber geschluckt werden muß. Augen zu und runter damit! Paß mal auf, wie Du Dich dann wieder des Lebens freuen wirst. Trotz Adolf, dem Philosophen. Uebrigens kannst Du Dich ja zu den frisirten Löwen schlagen. Sig und Stimme zwischen Poë und dem nicht tot zu kriegenden Alfred. Werde Dir's nicht nachtragen. Denn Euer Viehden haben wirklich noch einen wasserdichten Basallen in dem um wohlaffectionirte Gefinnung bittenden Bruder und Jammermann



Aus der Zeit der Hörigkeit*).

Vielleicht an keiner Stelle Deutschlands lagen so scharfe soziale Gegensätze neben einander wie zwischen Rhein und Weser. In Kleve-Mark war die Landbevölkerung so gut wie ganz frei, in Minden-Ravensberg sowohl wie in Tecklenburg-Lingen zum größten Theil hörig und die Bedingungen dieser Abhängigkeit waren drückend genug, mochten sie immerhin meistens schriftlich fixirt und auch insofern erträglicher sein, als der berechnete Gutsherr nicht noch obenein, wie im Osten, staatliche Rechte besaß. Im Ganzen betrachtet, stand das mindensche Kammer-Departement dem Osten näher als die beiden westlichen Nachbarprovinzen Kleve und Mark. Der Eigenbehörige, wie er genannt wurde, hatte dem Gutsherrn die herkömmlichen Dienste zu leisten, unter denen das Gesetz besonders die Fuhrn zwei Meilen weit vom Hofe des Herrn namhaft machte. Beim Gutsherrn stand es, ob er die Dienste in Natura oder ein Aequivalent in Geld nehmen wollte; für die Dienste selbst gab es keinen Lohn. Hatte demnach der Gutsherr seinen Vortheil von der vorhandenen Bevölkerung, so sorgte das Gesetz umgekehrt auch dafür, daß nicht etwa eine Uebersiedelung auf dem Hofe entstand. „Hat ein Eigenbehöriger viel Söhne und Töchter, so erwachsen und zu dienen tüchtig sein, so erfordern nicht allein des Herrn, sondern auch ihr eigen Bestes, daß sie die Eltern, sofern sie derselben nicht bedürftig sind, von sich thun und bei Fremden innerhalb Landes dienen und zur Arbeit angewöhnen lassen: als worauf der Gutsherr mit zu sehen hat, damit nicht unnützhige Leute auf dem Hofe sein und derselben Unterhalt solchem zur Last falle.“ Dem Gutsherrn stand gegenüber allen Eigenbehörigen das Recht der „leichten Züchtigung“ zu. Wollte der Eigenbehörige Geld auf die Stätte leihen, so hatte er die Einwilligung des Herrn einzuholen. Die Eigenbehörige, die unehelich gebar, hatte dem Gutsherrn den sogenannten Bettmund mit vier, sechs oder acht Thalern zu bezahlen: eine Abgabe, deren sich der Gesetzgeber freilich schon einigermaßen schämte; denn er fügte hinzu: „wo es gebräuchlich und durch eine lange Observanz hergebracht.“ Wollte sich ein Eigenbehöriger verheirathen, so hatte er den Konsens des Herrn einzuholen, ihm „die Person, welche er heirathen wollte, vorzustellen und, daß sie von gutem Leumund, Niemandem mit Eigenthum verwandt, auch die Stätte durch Fleiß und ein Stück Geld zu verbessern vermöge, darzuthun.“ Eben

*) Ein Fragment aus dem Werk „Freiherr vom Stein“, in dem der göttinger Historiker die erste detaillierte Darstellung der für die Anfänge des modernen Preußenstaates wichtigsten Zeit giebt. Der erste Band des Werkes, das im Verlag von S. Hirzel in Leipzig erscheint, trägt den Sondertitel „Vor der Reform. 1757 bis 1807“ und wird in den nächsten Tagen ausgegeben.

so war die Einwilligung des Herrn erforderlich, wenn der Eigenbehörige Sohn oder Tochter aussteuern und ihnen den Brautſchoß oder sonst Etwas aus den Mitteln der Stätte mitgeben wollte. Bei der Annahme des eigenbehörigen Erbes stand dem Gutsherrn die Abgabe des Weinkaufs *) zu. Nur der Anerbe selbst war von ihr befreit, Braut oder Bräutigam aber, die fremd auf die Stätte kamen, hatten sie zu bezahlen; sie wurde um so peinlicher empfunden, da ihre Höhe nicht gesetzlich feststand. Zu was für schändlichen Mißbräuchen gerade dieses Recht Anlaß gab, erhellt aus der Einschränkung, zu der sich selbst der den Gutsherrn wahrlich nicht abgeneigte Befehlgeber veranlaßt sah: der Gutsherr müsse sich billig finden lassen und den Anerben nicht ohne Noth von der Heirath abhalten; für den Fall, daß nach Ablauf von zwei Jahren die Ehe noch nicht zu Stande gekommen sei und der Gutsherr sonst wider die Braut nichts einzuwenden habe, wurde der Weinkauf normirt. Nur dem Gutsherrn stand es zu, Freibriefe zu erteilen. Er nahm dafür eine willkürliche Gebühr, die oft so groß war, daß sie die Wittgift der Freigelassenen verschlang; es ist vorgekommen, daß ein Gutsherr von einem hörigen Mädchen, das nichts als fünf Thaler Brautſchoß hatte, für die Freilassung mehr als das Doppelte forderte. Das grausamste aller Rechte aber war der Sterbfall. Starb ein Eigenbehöriger, so fiel die Hälfte seiner fahrenden Habe dem Herrn zu, dem es wieder frei stand, die Abgabe entweder in Natura zu beziehen oder ihren Werth abschätzen zu lassen. Schulden, die etwa der Verstorbene gemacht hatte, wurden nicht in Abzug gebracht: was zur Folge hatte, daß die Eigenbehörigen so gut wie keinen Kredit besaßen; denn welcher Gläubiger hatte Lust, ihnen zu leihen, wenn er Gefahr lief, mit seiner Forderung auszufallen?

Auch hier, wie bei dem Stapelrecht, handelte es sich um ein Recht, das nur noch ein hohes Alter für sich geltend machen konnte und längst Unrecht geworden war. Die Rechte der Gutsherrn hatten einen vernünftigen Sinn gehabt, so lange sie dem Hörigen Gegenleistungen gewährten, namentlich ihn durch ihre Waffen beschirmt. Sie wurden Unsinn und Plage, seit das Schwert des Ritters eingerostet, aus dem Ritter ein Rittergutsbesitzer geworden war und der Schutz nicht mehr von ihm, sondern vom Landesherrn gewährt wurde. Nicht lange nach dem letzten Aufgebot der Rittergeschwader, am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, begannen die agrarischen Reformen in den westfälischen Territorien der Krone Preußen. Es liegt in der Natur der Dinge begründet, daß neue politische Ideen leichter bei einzelnen hochstehenden Eingang finden als bei Korporationen; der Mächtige erlangt für

*) So genannt von dem Wein, der zur Befestigung des Vertrages getrunken wurde.

den Verlust, den ihm eine Reform auferlegt, bald anderswo einen Ersatz, den der Ohnmächtige und Unbemittelte nur durch fremden Beistand gewinnt. In dem Etatsjahr 1722/3 erlegte Friedrich Wilhelm I. auf seinen Domänen Weinkauf und Sterbfall durch eine jährliche Abgabe; an die Stelle der ungewissen, unberechenbaren und deshalb doppelt empfindlichen großen Leistung trat, als eine Art Versicherungprämie, die bescheidene regelmäßige Leistung: höchstens 2²/₃ Groschen, wenigstens 2²/₃ Pfennige von jedem Morgen. Mochte sie auch nicht ganz gerecht vertheilt worden sein: es war eine unleugbare Verbesserung.

Schwieriger war die Lage bei den Eigenbehörigen der Rittergutsbesitzer. Denn deren Rechte, eine nicht unerhebliche Einnahmequelle^{*)}, galten als unantastbares Privateigenthum^{**)} und außerdem bestand ein konstitutionelles Hinderniß. Die Stände von Minden, übrigens nur noch aus Adelligen bestehend, kamen nicht, wie der Landtag von Neve-Mark, alljährlich zur Prüfung des Budgets zusammen; immerhin war ihnen, wie wir schon sahen, das Recht geblieben, neue Steuern zu bewilligen und bei neuen Gesetzen mitzuwirken: so bestimmte es der Homagialtrezess von 1650, der beim Uebergang an Brandenburg zu Stande gekommen und seitdem, wie alle diese Grundgesetze, von jedem neuen Monarchen bestätigt war. So wirkten denn die Stände mit bei der Eigenthumsordnung, die 1741 für Minden und Ravensberg erging. Da sie im Wesentlichen das bisherige den Hörigen so ungünstige Recht kodifizierte, so regte sich bald die Kritik. Diese hatte zunächst die Wirkung, daß die Gutsherren von ihren Rechten nicht mehr den äußersten Gebrauch machten; es findet sich das Wort, sie seien milder als das Gesetz. Weiter erklärten sie sich (zuerst die Domkapitularen, dann die Stände von Minden überhaupt) bereit, die schwersten Lasten ihrer Eigenbehörigen auch gesehlich zu erleichtern, indem sie vorschlugen, nach dem Vorbilde der Domänen die sogenannten unbestimmten Gefälle zu fixiren. Doch sollte Das nicht geschehen, ohne daß ihnen dabei neue Vortheile zufielen. An die Stelle des Sterbefalles und des Weinkaufes sollte die Hälfte des

*) Es ist sogar behauptet worden, daß die adeligen Herren „ihre Subsistence fast allein aus den Eigenthumsgefällen zögen“. Spannagel S. 176.

***) Publikandum, Berlin, fünften September 1794 (Novum Corpus Constitutionum Prussico-Brandenburgensium 9, 2397): „So können und werden auch S. R. Majestät den Gutsherrschaften die von ihren Unterthanen zu fordern habende Hofedienste, die ihr Eigenthum sind, die sie rechtmäßig erworben haben und deren sie zur Fortsetzung ihrer Wirthschaften nicht entbehren können, nun und nimmermehr durch einen Nachspruch entziehen oder die Gutsherrschaften wie nöthigen, auf diesen Dienst Verzicht zu thun oder dieselben wider ihren Willen in Dienstgelder zu verwandeln.“

Reinertrages der eigenbehörigen Stätte treten; beim Freikauf sollten 10 Prozent des Brautschatzes, mindestens aber 5 Thaler bezahlt werden; um gegen Entwerthung gesichert zu sein, forderten die Petenten, daß das Fixation-Quantum in Roggen entrichtet werde; endlich verlangten sie, der Staat möge den Gutsherren die Gerichtsbarkeit über ihre Hörigen, die er hier — anders als in den östlichen Provinzen — selbst ausübte, überlassen. Das waren Postulate, die in ihrer Gesamtheit das Maß der Billigkeit so überstiegen, daß man fast zweifeln sollte, ob sie völlig ernst gemeint waren. Aber es waren die selben Stände, die den wahrlich nicht übertriebenen Reformen des neuen Gesetzbuches, das den preussischen Staat vom Gemeinen Recht emanzipirte, heftig opponirten und sich auch sonst durch engherzige Gesinnung unvortheilhaft auszeichneten. Weiter erschwert wurde die Lage dadurch, daß innerhalb der königlichen Behörden selbst Meinungsverschiedenheiten bestanden. Ein Theil behauptete übereinstimmend mit einer wiederholt geäußerten ständischen Maxime, daß die Sache sich überhaupt nicht zu einer gesetzlichen Regelung eigne; da es sich um Rechte von Einzelnen handle, so könne die Fixirung nur durch ein gütliches Abkommen zwischen Herren und Hörigen erfolgen. Die „Regirung“ von Minden, wie die meisten Provinzial-Justizbehörden den ständischen Ansprüchen günstiger als die Kammern, erklärte gar, die Fixirung sei überflüssig. Darüber war nicht nur das neue Allgemeine Gesetzbuch vollendet, es war auch das Provinzial-Gesetzbuch für Minden und Ravensberg in Angriff genommen, das die besonderen Eigenthümlichkeiten dieser Provinzen kodifiziren sollte: eine neue Eigenthums-Ordnung wurde bearbeitet. Der Hörigen bemächtigte sich die Besorgniß, daß hier ihre ungünstige Rechtslage verewigt werden möchte, und in der That erklärte der höchste Justizbeamte des Staates, Großkanzler Carmer, es sei nicht eigentlich die Absicht, ein neues Gesetz für den Bauernstand zu machen, sondern nur, die Dunkelheit und Unvollständigkeit der bisherigen Eigenthumsordnung zu erklären und zu ergänzen. Gleichzeitig aber rückten von Westen her Ideen und Gesetze, die den Freiheitbestrebungen der niederen Stände günstig waren, in fast greifbare Nähe und machten überall den tiefsten Eindruck.*) Kein Wunder, daß die Zahl der Abhilfe heischenden Petitionen, die aus diesen Kreisen an die Behörden gelangten, beständig zunahm. Die adeligen Herren schlugen selbst vor, einige Deputirte des Bauernstandes zu hören, und der

*) In der Altmark z. B. verbreitete sich im Sommer 1794 die Nachricht, daß der König die Natural-Hofdienste der Untertanen aufgehoben habe. Mehrere Gemeinden, namentlich auf den Gütern der Alvensleben und Schulenburg, traten zusammen und beratheten über die Mittel, wie die Befreiung durchzusetzen sei; eine Gemeinde sagte den Dienst geradezu auf. S. die Dokumente im *Novum Corpus Constitutionum* 9, 2395 ff.

damalige Präsident der mindenschen Kammer, Steins Vorgänger, pflichtete ihnen bei. Dem aber widersetzte sich heftig die mindensche Regierung, mit der Wirkung, daß nun auch der Kammerpräsident es bedenklich fand, bei den gegenwärtigen Zeitläuften die Hörigen zusammenzurufen und votiren zu lassen. Eben so wenig wollten die Minister, Carmer und Heinitz, Etwas von der Idee wissen. Carmer erörterte: der Bauernstand habe nun einmal in Minden keine ständischen Rechte; eine Aenderung dieser Verfassung könne nur mit der äußersten Vorsicht und nicht ohne Befragung der übrigen Stände vorbereitet werden; dagegen müsse man von den königlichen Behörden voraussetzen, daß sie eben deshalb, weil der Bauernstand nicht repräsentirt sei, desto mehr bemüht sein würden, Uebergrieffe der anderen Stände abzuwehren. Fast noch stärker war die Abneigung von Heinitz, der nicht einmal zulassen wollte, daß ein Mitglied der Kammer den Auftrag bekäme, die Eigenbehörigen zu repräsentiren. *) Nach dem Grundsatz: nichts durch das Volk, aber möglichst viel für das Volk, entschieden schließlich — es war die Epoche, da die Franzosen an den Rhein vordrangen — die beiden höchsten in Betracht kommenden Kollegien des Staates, daß die von den Eigenbehörigen der „Privatguts-herrn“ nachgesuchte Fixirung ihrer ungewissen Eigenthumsabgaben erfolgen solle. Ueber die Ausführung im Einzelnen seien die zum Corpus der Stände gehörenden Gutsbesitzer zwar zu hören, aber nur in ihrer Eigenschaft als Stände, nicht als Individuen. Damit schien nun die Sache erledigt. Aber in der Konferenz, die auffallender Weise erst Monate nach wiederhergestelltem Frieden stattfand, wiederholten die Stände ihre alten übermüthigen Forderungen und Niemand von den anwesenden Beamten des Staates besaß den Muth, ihnen entgegenzutreten. Wer anders blieb für die Geplagten übrig als der Monarch? Als Friedrich Wilhelm II. im Sommer 1797 in Pyrmont weilte, um dort Heilung zu suchen für sein in Wahrheit unheilbares Leiden, überreichten ihm Deputirte der hörigen Privatbauern, mitten unter den rauschenden Festen einer verschwenderischen Hofhaltung, eine Bittschrift, die die Einführung einer jährlichen Abgabe für die aufzuhebende Leibeigenschaft, besonders für Sterbefall, Weinkauf und Freikauf begehrte.

Göttingen.

Professor Dr. Max Lehmann.

*) Er meinte, daß „diese Art Leute der Erfahrung nach wählen würden, daß sie aufgefordert wären oder jetzt die Gelegenheit vorhanden sei, mehrere Rechte oder Nachgebungen, als ihnen zukommen und bewilligt werden können, zu verlangen oder gar zu erzwingen“.



Medizinische Moden.

Die Weisen finden sich heutzutage mit den sich zum Prophetenamt berufen Glaubenden in dem Gefühl zusammen, daß wir Aerzte in unserer Kunst — in unserer Wissenschaft noch nicht so ganz — wieder einmal dicht vor einem der Wendepunkte stehen, an denen unsere Berufsgeschichte so reich ist. Da liegt denn Einem, der so lange mitthut wie ich — ich bin seit dreißig Jahren Arzt — die Versuchung nah, einen Rückblick zu wagen und sich selbst und dem geringen Theil zuhörender Mitwelt einen Rechenschaftsbericht zu erstatten. Arztliche — oder, wie man heute lieber sagt: medizinische — Geschichte ist leider ja ein Liebhaberstudium geblieben; das Bemühen, sie kreuz und quer zu durchforschen, wird wie eine Gelehrtenschulle belächelt. Das ist zu bedauern. Denn wenige Disziplinen hätten so nützlich wie gerade die Medizin, aus der Geschichte zu lernen, sei es auch nur, um mit Faust, dem Sohn eines Modedoktors, zu sehen, „daß wir nichts wissen können“, und zu erfahren, wie kluge Leute durch Schaden oft noch klüger geworden sind.

Wer nun nicht die Zeit oder die Fähigkeit zum Historiographen hat — und ich bekenne offen, daß Beides mir fehlt —, Der muß sich, wenn er überhaupt das Wort ergreift, begnügen, die Geschichte in Geschichten vorzutragen, nicht systematisch, sondern aphoristisch, auf die Gefahr, nicht ohne eigene Schuld mißverstanden zu werden. Trotz den üblen Erfahrungen, die ich gerade in letzter Zeit wieder einmal mit einer seltsamen Art wissenschaftlicher Voraussetzungslosigkeit und mit einer Ethik machen mußte, die mir oft einen doppelten Boden zu haben schien, möchte ich den Versuch solcher Darstellung nicht scheuen. Auch in Deutschland wird es noch immer ja Menschen geben, die ihren Nächsten nicht nach den über ihn herumgetragenen Legenden beurtheilen, sondern vorurtheillos auf Das hören, was er in guter Absicht ihnen zu sagen trachtet. Meine gute Absicht ist, wie die vieler Anderen vor mir, einst mit dem stolzen Bewußtsein ausgezogen, das Ungeheuer Publikum schnell überwinden zu können. Wie es mir dabei erging, wie und wo die Absicht schließlich landete: davon will ich hier Einiges erzählen.

In der Medizin — ich gebrauche das eingebürgerte Wort, ohne es als eine unsere Berufsthätigkeit dekkende Bezeichnung anzuerkennen — herrschen Mode und Methode fast noch unumschränkter als auf anderen Gebieten. Ich bin kein Sprachforscher, kann mich weder mit Stumpf noch mit Rauthner messen und will deshalb gar nicht erst versuchen, dem Ursprung dieser beiden allmächtigen Wörter, die mir nicht nur im Klang ähnlich scheinen, kritisch nachzuspüren. Was ich darüber sagen könnte, wird Jeder leicht bei Meyer oder bei Brockhaus finden.

Wie Moden entstehen? Man sollte die Inhaber großer Schneider-

geschäfte einmal darüber in einer Enquete vernehmen. Charakteristisch ist, daß die Moden scheinbar ganz unvermittelt und ohne zureichenden Grund in die Erscheinung treten, als wären sie ohne überkommene Entwicklung und auch nicht aus der ein Ziel suchenden Erwägung des Einzelnen geboren, sondern mit einem Schlage der Zufallskaune willkürlich wechselnden Tageslärmens entsprungen. Ich sage: scheinbar, denn feine Wurzeln, weitabgelegene Zusammenhänge werden bei eifrigem Suchen immer zu finden sein. Im ersten Augenblick klingt es beinahe wie ein Paradoxon, wenn man von Moden in der Medizin sprechen hört. Man kann sich nur schwer zu der Vorstellung zwingen, daß ein Lebensgebiet, in dessen Boden so uralte Wurzeln ruhen, Willkürlichkeiten ausgesetzt sein soll, die aus Alogismen der äußeren Berdegänge, aus zufälliger Laune einer Epoche stammen. Heilkunde, ärztliche Kunst und Wissenschaft sind höher differenzierte Aeußerungen altruistischer Triebe, die auf Feldern blühen, wo Schutzbedürftigkeit neben Nächstenliebe, Vernunft neben Humanität, Toleranz bei primitivster Sittlichkeit dem Boden vor Aeonen urbar gemachten Mutterlandes entspringen. Wenn die Lehren dieser Felder jedem leisen Hauch sich neigen, der die atmosphärischen Schwankungen des Menschheitstages ausgleicht, so muß man solche Unsicherheit beklagen. Nicht an Reformationen oder Revolutionen denke ich dabei, sondern an die Einwirkung zusammenhangloser Willkürlichkeiten; nicht an Aenderungen der Aggregatzustände, sondern an Wallungen, Massenverschiebungen, die dadurch entstehen, daß aus mehr oder minder tiefgelegenen Schichten Blasen an die Oberfläche geworfen werden, Phänomene, denen ein Augenblicksleben bestimmt ist.

Begeben wir, um im Vergleich zu lernen, uns auf ein Nachbargebiet. Der Kultus der Furcht, die Domäne der religiösen — jetzt beinahe auch schon der „medizinischen“ — Bedürfnisse kann uns manches Nützliche erkennen lehren. An Naturereignissen, wenn ich sie so nennen darf, an Umwälzungen aller Art hat es hier nicht gefehlt und Grundpfeiler, die man für unerschütterlich hielt, sind im Lauf der Zeiten gestürzt. Auch Gegensätze, die dem außen Stehenden geringfügig scheinen, haben zu ernstest Konflikten geführt. Die eine Religionsoffenschaft giebt ihrer Andacht dadurch Ausdruck, daß sie, nach ihrem Ritus, das Haupt entblößt, die andere dadurch, daß sie es verhüllt. Die Einen glauben sich ihrem Gott näher, wenn sie im Freien, die Anderen, wenn sie in Palästen ihm opfern. Der braucht Blut, Dieser Wein, Jener Wein und Brot für den Altardienst. Hier wird der Gottesbegriff in hundert, dort in tausend, da nur in drei Kategorien gespalten und von einer vierten Seite wird die Einheit gepredigt. Um solche Verschiedenheiten sind langwierige Kriege geführt, Länder verwüstet worden; ganze Epochen haben davon das Gepräge empfangen. Wer aber sieht heute noch eine zwingende Nothwendigkeit, die den Priester, das ausführende

Organ, veranlassen müßte, eine Nonstranz heute mit der rechten, morgen mit der linken Hand seiner Gemeinde darzubieten, heute ein langes, morgen ein kurzes, ein rothes, ein grünes Gewand anzulegen?

Vor ähnlichen Räthseln stehen wir in der Medizin. Nochmals: ich rede nicht von Unwälvungen, auch nicht von kleinen Korrekturen, die der Kampf um die Erkenntniß in schütternden Wehen geboren oder in täglicher Erfahrung Pfennig vor Pfennig zusammengespart hat. Nicht einmal der gewaltige Erbfolgekrieg zwischen Klystier und Aderlaß auf der einen, Chemie und Sezirtisch auf der anderen Seite soll hier erwähnt werden; und von Mikroskop, Röntgenstrahlen, Spektralanalyse will ich jetzt nicht reden. Sehen wollen wir nur, wie das Handeln des Arztes bestimmt wird durch vermeintliche Nöthigungen, die nicht aus logisch entwickelten Wechselwirkungen entstehen, sondern aus heute geborenen, morgen verworfenen Forderungen.

Betrachten wir die Mode *κατ' ἐξουσίαν*, die aus tausend bekannten und unbekanntem Gründen in den verschiedenen Zeitabschnitten mit verschiedener Schnelligkeit wechselnde Form unserer Kleidung. Es ist nicht schwer, einzusehen, daß ein neu auftauchendes Kleidungsstück, daß oft schon der veränderte Schnitt der Gewänder Folgen für das Gleichgewicht des Organismus haben und damit den Arzt zu veränderten Anordnungen drängen kann. Das bekannteste Beispiel bietet uns das Korset. Bevor dieses merkwürdige, anfangs als stützendes Gerüst für budlige Weiber erdachte Schönheitmittel in die Mode kam, war ein Theil jener Vorgänge am weiblichen Eingeweide-tract und Nervensystem unbekannt, die wir heute aus der Schnürleiber folgern zu müssen glauben, und die damaligen Aerzte mußten viele Erscheinungen, die wir heute auf diesem bequemen Wege uns erklären, ihrem Verständniß auf ganz andere Art zugänglich zu machen suchen. Denn wie gefährlich uns auch das leidige Nieder scheint: wir hätten Scheuklappen vor den Augen, wenn wir glaubten, daß all die Frauenleiden, Blutarmuth, Nervenschwäche, Verdauungsstörung, die wir oft durch das bloße Korsetverbot beseitigen, vor der Korsetmode nicht schon aus anderen Ursachen bestanden hätten. Das ist ein Beispiel für viele. Alle Kleidungsstücke, die eine — wenn auch noch so kleine — Aenderung im Blutumlauf veranlassen: der Gurt, der Hemdtragen, der Hosenträger des Mannes, der enge, der spitze, der hochhackige Schuh, alle auch, die eine plötzliche Aenderung im Kontakt der Haut mit den atmosphärischen Einflüssen herbeiführen: Hut, Haartracht (Chignon!), Tailenauschnitt, Krinoline, Handschuh, Größe des Sonnenschirmes, Schleier, ferner die Größe und Beschaffenheit unserer Wohnräume und Möbel: das Alles und vieles Andere kann von einem zum anderen Tage den Arzt vor neue Aufgaben stellen. Wenn ich noch darauf hinweise, daß Moden des gesellschaftlichen Zusammenlebens, Zeitdauer und Schauplatz der Geselligkeit,

Aufenthalt in geschlossenen, gut oder schlecht gelüfteten Räumen, Theatern, Salons, Wirthshäusern, Sportmoden mit Bewegung im Freien, Alpinismus, Nöden im Essen und Trinken, Rauchen und Schnupfen, Alkohol, Thee, Kaffee, Coca, Aether, Morphinum und tausend andere sofort sich kundgebende oder erst langsam sichtbar werdende Beeinflussungen des Organismus heute oder morgen zu bis dahin unbekanntem Phänomenen des gestörten Gleichgewichtes führen können, so habe ich Einzelnes von dem Vielen erwähnt, das die Grenzen ärztlicher Bethätigung immer wieder verrückt.

Die Abhängigkeit des Arztes vom Publikum, die im Verkehr mit dem Kranken des Arztes Stellung herunterdrückt, hat aber noch andere Folgen gehabt. In den Tageszeitungen, in Aufsätzen über die Fortschritte der Hygiene, in statistischen und nationalökonomischen Betrachtungen über gewisse Luxusansprüche, in Geschäftsberichten industrieller Unternehmungen findet man Lobgesänge auf die ins Ungeheure wachsende Steigerung des Bäderbesuches und der über die finsternsten Mächte siegende Menschengeist wird gepriesen, weil ganze Orte von Badereisenden leben und die Aktien chemischer Fabriken hoch über Pari stehen. Das mag, als eine Förderung des Wohlstandes und menschlichen Selbstbewußtseins, ja auch nicht ohne gewissen Nutzen sein. Wer aber mit dem Lichtkämpfchen Erkenntniß suchender Vernunft diese Dinge beleuchtet, sieht doch auch mächtige Schatten von all dem Glanz ausgehen. Es ist damit wie mit den von Tag zu Tag in reicherer Fülle vom Briefträger unsereinem ins Haus gebrachten, bald fettleibigen, bald schlanken, stets aber elegant gekleideten Brochuren, den Korintherbriefen, mit denen die Chemikalienfabriken und Drogisten den Arzt beehren: nicht auf Namen und Acid, sondern auf den Inhalt kommt es an. Wie oft handelt es sich nur um die Mode dieses Jahres, vielleicht dieses Quartals! Mag sein, daß eine „Heilquelle“ — auch so ein blendendes, leeres Wort! — auf den menschlichen Organismus einen — noch nirgends befriedigend erklärten — günstigen Einfluß übt. Man mag auch im Hund einer glücklichen Synthese, meinetwegen im Antipyrin, ein weltgeschichtliches Ereigniß sehen. Wer aber ist so blind im Glauben, daß er annehmen könnte, diese oder jene Heilquelle sei wirklich in all den Millionen Fällen der unumgänglich nothwendige Faktor für die Wiederherstellung des Gleichgewichtes, all die geschrumpften Lebern, die verfetteten Nieren und Herzen, verfaulten Gefäße oder Gelenke kehren in den gewünschten Zustand der Integrität zurück unter dem Einfluß heißen oder salzigen Brunnenvassers? Solche „Heilung“ sollte nur in einem Badebad möglich und nicht auch auf anderem Wege zu erreichen sein? Im einzelnen Fall wird der kluge Skeptiker antworten: Ich weiß es nicht. Wer aber generell sagt, gewisse Kranke seien nur an bestimmten Orten mit Erfolg zu behandeln, Der dankt als Arzt ab. Wir Alle haben in sehr vielen Fällen gesehen, daß

es auch ohne Modebad geht, und in noch häufigeren, daß auch das Modebad nicht die erhoffte Heilung bringt. Wenn ich an den von Badedirektionen und Droguisten aufgestellten Fetisch glaubte, würde ich lieber heute als morgen Sozialdemokrat werden; denn eine Gesellschaftsordnung, die nur dem Reichen, der ins Bad reisen und theure „Wittel“ bezahlen kann, die Möglichkeit der Seizung gewährt, hätte keinen Anspruch auf längeres Bestehen. Zum Glück ist aber der Prochiterl, der in Wildenbruchs „Hautenlecher“ einer kranken alten Frau predigt, nur wenn sie das Geld zu einer Badereise hätte, könnte sie gesund werden, eine komische Figur. Und komisch kommen mir Alle vor, die den Namen der „Krankheit“ schnurstracks mit dem Namen des Bades beantworten, das unfehlbar helfen müsse. So einfach wie im Automaten, der nach der Nickelpende sofort mit der Tafel Chocolate aufwartet, erledigt sich die Pflege leidender Menschen — natura sanat, medicus curat — denn doch selbst heute noch nicht.

Jahrhunderte lang war die damals noch teleologisch gefünnte Menschheit dem Schöpfer des Alls dankbar dafür, daß er im fernen Amerika einen Baum gepflanzt habe, dessen Rinde das kalte Fieber „heile“. Nach und nach aber lernte der Mensch auch diese „Wohlthat der Natur“ entbehren. Seit Knorrs Versuchen waren wir auf die Geberkaune des lieben Gottes nicht mehr angewiesen: wir verschafften uns die Vortheile seiner antipyretischen Gaben aus eigener Kraft. Wir konnten schließlich sogar Temperaturen heruntersetzen. Damit aber war der Ehrgeiz des homo sapiens noch nicht befriedigt. Phenacetin, Kairin, Salipyrin, Antifebrin, Kaktopenin, Pyramidol, Analgesin, Nigränin e tutti quanti wurden erfunden. Und als wir zwanzig Jahre lang Temperaturen herabgesetzt hatten, kamen wir dahinter, daß wir auf dem Holzweg gewesen waren und daß es für den Kranken meist besser ist, wenn wir seine gesteigerte Temperatur nicht herabsetzen; denn wir haben in dieser Erhöhung der Temperaturgrade eine Steigerung der organischen Lebensvorgänge zu sehen, die eher zu unterstützen als zu unterdrücken ist.

Nun kann man mir sagen: „Was fällt Ihnen ein, dieses Schwanken, dieses Hin und Zurück in unserer Erkenntniß mit Launen vergleichen zu wollen, die heute Fradtschöhe lang wachsen lassen, um sie morgen wieder zu stutzen? Das Bessere ist eben der Feind des Guten; und Irren ist menschlich.“ Ganz schön; aber ich frage, wie die Kriminalisten: cui bono? Die Erfindung des Antipyrins hat das Chinin so verbilligt, daß sonntags jeder Bauer sein Gramm Chinin im Topf haben kann. Jetzt habt Ihr erkaunt, daß Eure Erfindung nicht von der segensreichen Tragweite ist, die Ihr geträumt hattet. Habt Ihr nun die praktischen und wissenschaftlichen Konsequenzen daraus gezogen? Nein: noch immer werden die Fradtschöhe heute lang und morgen kurz getragen, wird heute Phenacetin und morgen

Laktophenin verordnet. Kein vernünftiger Arzt kann in diesen Mitteln eine dauernde, unentbehrliche Bereicherung des Arzneischatzes sehen. Jeder aber hat mit seinem Mittel „die besten Erfahrungen gemacht“. Und so läuft der eine Theil der Ärzte nebst dem Krankengefolge dem Eulaktol, Eudjinin, Piperazin, Sozjodol, der andere dem Protargol, dem Ictol, dem Argentan nach. Der Fraß wird weiter nach der Mode geschnitten. Um diese Behauptungen mit weiteren Beweisen zu belegen, brauchte man nur den Katalog einer beliebigen chemischen Fabrik vorzulesen. Soll aber die Heilkunde eine Industrie sein und nicht das Wirken eines Nebenmenschen für und auf den Anderen?

Soll ich noch mehr Moden nennen? Es war Mode, „Medizin zu studiren“; dann gehörte es zum guten Ton, „sich als Spezialisten niederzulassen“; Mancher macht die Mode mit, die Sommermonate hindurch in einem Bade zu praktiziren und während des Winters im Lande umherzuziehen, bei den Kollegen seine Aufwartung zu machen und sie um Lieferung von Patienten zu bitten. Soll ich von den Apothekermoden sprechen? Oder von der Mode, einem großen Arzt ein paar Aeußerlichkeiten abzugucken und diese Ertrngenschaft dann selbstbewußt und marktstreyerisch als neues Heilverfahren zu verkünden?

Alle Ehrfurcht und Bewunderung, die wir für die wirklich brauchbaren, wirklich bedeutenden Leistungen der Wissenschaft hegen, darf uns nicht abhalten, auf Mißstände hinzuweisen und frei von der Leber über Dinge zu reden, die unseren Stand schänden, unsere Vertrauenswürdigkeit untergraben und nur Denen Nutzen bringen, die man — oft mit Recht, doch nicht immer mit genügender Selbstkritik — „Pfußer“ nennt. Nie ist mir der aberwichtige Einfall gekommen, die Wissenschaft, der wir unseres Denkens Baßis verdanken, herabzusetzen. Ich habe selbst viel zu lange streng wissenschaftlich gearbeitet — und mich für solche Arbeit schon vor einem Vierteljahrhundert sogar, woran ich sachliche, nicht schimpfliche Gegner doch einmal erinnern möchte, des von Virchow gespendeten Urtheils zu erfreuen gehabt —, als daß ich daran denken könnte, mein eigenes Nest zu beschmutzen. Erst der Flug aus dem Nest aber lehrt den jungen Vogel die Welt seines Wirkens kennen. So macht auch die Praxis, die täglich die Schulweisheit korrigirt und individuell anzuwenden zwingt, erst den Arzt. Das Geschichtchen von dem Meister unseres Wissenschaftsfaches, der seinem Droschkentutscher rieth, mit der verletzten Hand einen Arzt aufzusuchen, ist mehr als ein Scherz; und der Ehrentitel des „praktischen“ Arztes will, wenn er auch vorher schon auf dem Nestlingschild steht, erst im Kampf des Lebens gewonnen sein.

Die Medizin, heißt es, sei eine exakte Wissenschaft. Zum Begriff der Exaktheit gehört doch vor Allem aber das vollkommene Aufgeben des Subjektivismus, gehört die Möglichkeit, eine allgemeine, absolut gültige Norm aufzustellen. Das aber ist in unserer Kunst nicht zu erreichen. Internationale

Konventionen können Gewicht und Maß regeln, den Preis von Gold und Silber, die Bedingungen der Zuckerproduktion festsetzen, die Kalenderordnung ändern, die gemeinsame Verfolgung bestimmter Verbrechenarten beschließen, neue Ideale aufstellen, alte neu herausstacciren, Sittlichkeitwerthe prägen und ihrer Münze das Monopol sichern. Kein Kongreß aber, kein Vertrag und kein Ukas kann bestimmen, zu welchem präzisen Zeitpunkt eine Gleichgewichtsstörung an irgend einem Organ ihre Merkmale so wechselt, daß sie aus der Kategorie der akuten in die der chronischen Affektionen übergeht. Wohl läßt der Tag sich bestimmen, an dem der Soldat aus Reihe und Glied in die Reserve tritt, der Arbeiter Anspruch auf Invalidenlohn hat. Aber nicht einmal für den Eintritt von Sommer und Winter können wir eine solche Verfügung erlassen, trotzdem wir über die kosmischen Vorgänge doch recht gut unterrichtet sind. Und noch weniger sind Vorausbestimmungen, methodische Berechnungen da möglich, wo es sich um Menschen handelt, deren individuelle Verhältnisse uns selbst bei genauer Bekanntschaft oft genug noch Räthsel aufgeben. Ich scheue mich nicht, offen zu sagen: Die Medizin ist keine exakte Wissenschaft und ihre Methoden können nur so lange auf Exaktheit Anspruch machen, wie sie am toten Material ausprobt werden. In der Praxis versagen sie sehr häufig und nur kritikloser Glaube wird auf sie schwören. Ein Beispiel. Die Wörter „akut“ und „chronisch“ sollen Zustände im Ablauf von Störungen bezeichnen, deren Charakteristik an sich bekannt ist. Man ist übereingekommen, eine Affektion bis zur Dauer von ungefähr sechs Wochen akut, darüber hinaus chronisch zu nennen. Wenn ein Schnupfen aber vier Wochen dauert, ist er doch wohl schon chronisch; und Typhus, Lungenentzündung, Scharlach sind in der achten Woche ihrem Charakter nach noch eben so akut wie in der ersten. Das zeigt die Unzulänglichkeit einer Terminologie, die in allen Methoden ja eine große Rolle spielt.

An dem bequemen Geländer der Methoden findet der praktische Arzt nur höchst selten einen festen Halt. Wer sie, für den Gebrauch im Krankenzimmer, nicht im Laboratorium, erfinden will, schöpft ins leere Faß der Danaiden und darf sich nicht wundern, wenn er in der Fieberhige schließlich verschmachten muß. Und selbst im reinen Aether der Theorie sahen wir, wenn ein Pfeiler der Gesamtanschauung ins Wanken gerieth, so oft eine ganze, für felsenfest gehaltene Methodologie zusammensinken, daß man beinahe schon von Methodenmoden sprechen könnte. Nie aber, scheint mir, ist, seit den Tagen der „Dreadapotheke“ und der Harnbeschauer, der praktische Werth der Methoden so maßlos überschätzt worden wie heutzutage. Wir sind so weit gekommen, daß Aerzte, die den Kranken nie gesehen haben, dem behandelnden Kollegen vorwerfen, er habe gegen das Gesetz der Methode gesündigt. Sie wissen nicht, ob die besonderen Verhältnisse dieses Mannes,

Weibes, Kindes nicht einen chirurgischen Eingriff, überhaupt jedes schroffe Vorgehen verboten; aber sie sagen mit dreifcher Stirn: Der hat nicht geschnitten! Ad bestias! Er ist ein Ketzer, denn er hat gegen die heilige Methode verstossen. Der von solchem Bannfluch Betroffene kann sich dann nur mit dem Bewußtsein trösten, daß er dem Kranken, so weit ers vermochte, geholfen hat. Und darauf kommt es schließlich doch eher an als auf den Kadavergehorsam gegen die von der Mode gekrönten Methodologen.

Wer von einer Methodologie redet, macht sich keiner Uebertreibung schuldig. Die Zahl der Methoden ist Legion: Allo- und Homöopathie, Hydro-, Elektro-, Organotherapie, physikalische, hypnotische, diätetische Methode, — wer nennt all die Namen! Hatte die Empirie zuerst, meinetwegen mit Hilfe *ex. ystijakta. und. Vöfpu., mod. man. Zylid. y. wenen. ognödyt. it., ogleht.,* wie man Wunden reinigt, verbindet, einen eingedrungenen Fremdkörper entfernt, so gefellte sich bei aufsteigender Denkwidlung das Bedürfnis hinzu, die Kausalität zu erkennen, aus der Wirkung auf die Ursache zu schließen und diese Ursache zu beseitigen oder unschädlich zu machen. Heute haben unsere Behandlungsmethoden sich tausendfach differenziert und unsere Erkenntnismethoden haben schon ihre eigene Geschichte. Sie kommen und gehen mit dem Tage, leisten fast alle gleich Gutes und bleiben alle den an sie geknüpften Hoffnungen einen mehr minder großen Rest schuldig. Natürlich. Denn in jedem einzelnen Fall wäre das von der Methode Empfohlene je nach dem individuellen Befund zu modifizieren, — und daran fehlt's manchmal. Nicht die Methode aber, sondern das klinische Bild des einen bestimmten, in seinen persönlichen Verhältnissen abgegrenzten Kranken lehrt erkennen, warum diese Ursache hier diese Wirkung haben konnte. Die Methode erleichtert den Uelairaubdienst; doch sie ist vom Uebel, wenn der Generalstabochef sie, wie ein für alle künftigen Kriege geschriebenes strategisches Rezept, in die Manteltasche steckt. Er muß den Kriegsschauplatz vor Augen haben, die Proviantirung, Munition und die psychische Beschaffenheit des Feindes kennen, ehe er die Entscheidung trifft. Alle Methoden können ihn unter Umständen zum Sieg führen. Alle Methoden können die Hebung der Kräfte eines Kranken bewirken. Nicht auf die Methode, sondern auf die Persönlichkeit des Arztes kommt es an, der sie anwendet. *Men, not measures:* das Wort gilt hier so gut wie in der Politik. Wenn wir tüchtige Aerzte heranziehen, die den Muth zur Verantwortung haben und nicht ängstlich stets nach dem Spezialisten oder Techniker schießen, dann brauchen wir die wissenschaftliche Bergsezererei nicht, die rastlos zur Erklommung neuer Gipfel treibt. Sehr oft stellt sich dann heraus, daß diese Höhen niedriger sind als die vorher bekannten oder daß man von ihnen mindestens nicht mehr sieht, als man früher schon sah. Dann wird schnell wieder heruntergeklettert und in

Eismärtschen gehts zurück. — zu den alten Methoden, die man besser nie verlassen hätte, weil sie cum grano salis noch immer ganz schmackhaft sind. Um des Kaisers Bart streitet, wer mit Feuereifer darüber diskutiert, ob die den Stoffwechsel fördernde reichliche Blutzufuhr noch einzelnen Körpertheilen durch Vesikantien oder Bestrahlung, durch einen Spiritusumschlag oder ein heißes Lokalbad eher erreicht wird, ob in allen Fällen und in jedem Stadium diphtherischer Erkrankung Serumeingespritzt, der Lupus mit chemischen oder mechanischen Mitteln zerstört werden soll. Nur vor dem und für den besondern Fall können solche Fragen ausreichend beantwortet werden. Alle Wege führen nach Rom. Von dem Zweck der Reise, der Ausdauer, dem Temperament, Gepäc, Vermögen der Reisenden hängt die Wahl des Weges ab.

Zur Vermehrung unserer Erkenntniß trägt viel weniger das Beobachten und Registriren der Thatfachen und Phänomene als deren Deutung und die Einsicht in ihre Zusammenhänge bei. Gerade aber die bloße Beobachtung, das Registriren, Systematisiren, Katalogisiren ist in der letzten Epoche der Medizin zu sehr in den Vordergrund getreten. Jeder will etwas Neues sehen, Jeder etwas vor ihm noch nicht Beobachtetes zum allgemeinen Besten beisteuern. Zum Sichten und Assimiliren bleibt unserer Zeit selten Zeit. Nur rasch vorwärts zu neuen Methoden! Dieser Drang kann der in den Laboratorien wirkenden Schaar wissenschaftlich Arbeitender Nutzen bringen, ihren Forschereifer vor der Erschlaffung bewahren; in der ärztlichen Praxis aber erweist er sich nur allzu oft als unheilvoll. Er macht Moden und muß, wenn die Mode sich nach kurzer Frist überlebt hat, nach neuen Methoden auspähen, deren Folge dann wieder eine andere Mode ist. Die novarum rerum cupidi sind nicht zu entbehren, vielleicht auch nicht die Werkmeister und Vorarbeiter der klinischen Industrie, für die schon ein eigenes Handbuch nöthig wäre. Der Arzt aber soll nicht zum Modisten werden, der seine Kunden mit dem Schlagwort fängt: Das ist das Allernueste!

Da ist ein Landstrich. Der Eine geht adelos, der Andere rastlos darüber hin, ein Dritter jagt darauf, ein Vierter bearbeitet den Boden und erntet hundertfache Frucht, ein Fünfter gräbt in die Tiefe und findet werthvolles Gestein. Das Land war das selbe, aber die Verwerthung und besonders die Menschen waren verschieden: daher der verschiedene Ertrag. Auch die Methoden können sehr verschieden verwerthet werden. Wichtig, für den gegebenen Fall passend wird sie nur der Arzt anwenden, der dieses Namens würdig ist. An solchen Ärzten fehlt es nicht; aber sie danken ihre Kunst nicht der Methode. Und wiederum sind die Methodiker, die Anatomen, Physiologen, Mikroskopiker wegen ihrer Wissenschaft noch keine Aerzte. Vielleicht sind sie mehr, — einerlei: die Grenze kann nicht deutlich genug gezogen werden. Einen Arzt nenne ich Den nur, der, ohne abergläubig auf Methoden

zu schwören und blind nachzubeten, was Andere vorgebetet haben, ohne nach dem Ruhm eines Diagnostikers, Spezialisten, Modedoktors zu trachten, gelernt hat, daß Erkrankungen des Einzelorganismus nicht immer so verlaufen, wie die „Krankheit“ im Lehrbuch beschrieben steht, und der nach gründlicher Erforschung der Gesamtindividualität des Kranken ihr zu geben vermag, was ihr im Augenblick gerade fehlt. Ein solcher Arzt wird die Kranken behandeln, sich nicht von ihnen behandeln, den Namen des neuesten Modebabes, Modemittels, der neuesten Modemethode abtrogen lassen und ansathmen, wenn nach all den Leuten, die mit einer fertigen Diagnose, mit dem Namen ihrer „Krankheit“ in der Tasche, in seine Sprechstunde kommen, sich ein natürlich empfindender Mensch einstellt, der nach guter alter Weise nichts weiter sagt als: „Mir fehlt Etwas und ich möchte wieder gesund werden.“ Dazu ihm zu helfen, ist des Arztes Pflicht. Nichts Anderes. Das scheint ein nicht schwer zu erreichendes Ziel. Aber ein Menschenleben voll harter Arbeit ist oft nicht lang genug, um diese Pflicht in den rasch auf einander folgenden Wechselfällen des Tages erfüllen zu lehren.

Großlichterfelde W.

Professor Dr. Ernst Schweninger.



Selbstanzeigen.

Russische Reuer, ein Roman aus dem deutschen Sankt Petersburg, Hermann Costenoble, Berlin 1902.

Es werden nächstens zweihundert Jahre, seit Peter der Große den Schwerpunkt der russischen Entwicklung aus dem Binnenlande Moskaus an die jumpfige Küste der Ostsee verlegte; zu seinen Helfern berief er vor Anderen deutsche Männer und deutsche Kultur. Es ist deshalb nicht unbillig, daß auch sie ihre Zuhelbilanz ziehen; und sie werden eingestehen müssen, daß sie, aus tausendunddrei Gründen, heute eine Einbuße zu verzeichnen haben, eine Einbuße am Werthvollsten, was der Mensch besitzt, an kraftvoller Lebendigkeit und Entwicklungsfähigkeit. Im Russenthum aufgehen konnten, wollten und sollten sie nicht; sie sind, wie kaum sonstwo eine deutsche Kolonie, durch und durch deutsch geblieben. Das heißt: sie reden deutsch, denken deutsch und sind so gut wie ausschließlich Protestanten; nur dürfen sie gegen nichts protestiren, können keine neuen Gedanken schaffen und haben nichts zu reden als Das, was längst gesagt worden ist. Es ist der strengste Konservatismus, aber nicht der einer Weltanschauung, sondern einer Nothlage. Sie bilden eine ethnologische Insel, an deren zerrissener Küste immerfort die slavische Brandung nagt, und nicht in der Schöpfung neuer, höherer, lebendiger Werke wissen sie sich zu wehren, sondern nur durch die granitene

Starke grundsätzlicher Selbstbeschränkung in allen eigentlich Menschheit und Welt bewegenden Fragen: Wissenschaft, Kunst, Religion. Diese Verhältnisse meiner Vaterstadt, unter denen ich viel gelitten habe, wollte ich zu Rug und Frommen aller Deutsche schildern. Am Faden einer erfundenen Geschichte reihen sich all die typischen Vorgänge, Menschen und Kreise, die unvergänglich sind, weil wesentliche Kräfte immer wieder sich in diesen Formen verwirklichen; die Personen kommen und gehen, die Ereignisse brausen vorüber, aber immer wieder kränkt sich die Oberfläche des Stromes, wo sein Bett uneben ist. Schatten und Licht trifft daher nicht so sehr die einzelnen Gestalten wie eben die Zustände, die ich so nur schildern konnte, weil ich sie durchlebt habe. Und weil sie eben der Vergangenheit angehören, konnte ich diese Erinnerung frei vom Allpersönlichen gestalten. Daß ich trotzdem nur Unpersönliches geben konnte, versteht sich ja eigentlich von selbst; woher man auch die Farben auf seine Palette nehmen mag: den Pinsel führt doch die eigene Hand, der eigene Geist.

Charlottenburg.

Dr. Eduard von Mayer.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Vereinigte Kunstanstalten A.-G. in München.

Jeden Monat kommt ein Foliobest zu Ausgabe, das mindestens zwanzig Ansichten von der Gebirgswelt bringt, natürlich zum weitaus größten Theil aus den bayerischen, schweizerischen, österreichischen, italienischen und französischen Alpengebieten; gewissermaßen zum Vergleich werden aber auch mitunter andere Gebirgslandschaften gezeigt: Scandinavien, England, die Pyrenäen, Karpathen, der Kaukasus und Ural, Himalaya und Cordilleren u. s. w. Für tadellose photographische Aufnahmen, feinste Reproduktion, bestes Kunstdruckpapier und klaren Druck ist gesorgt und die Bilder, die uns in alle Theile der alpinen Welt führen, sind so gut ausgeführt, daß man vielfach sogar die besondere Art des Berggesteins unterscheiden kann. Jedes Heft kostet eine Mark, jeder Jahrgang (den zwölf Heften wird eine kurze populärwissenschaftliche Beschreibung beigegeben) ist in einem abgeschlossenen Bande käuflich. Wir glauben, in diesem Prachtwerk, das grüne Matten, Schneelawinen und Gletscher, hastig zu Thal stürzende Bäche und von Felsen umsäumte Bergseen zeigt, jeden berechtigten Wunsch erfüllt zu haben, und entnehmen diesem Bewußtsein den Muth, es den deutschen Alpinisten nicht nur, sondern allen Naturfreunden zu empfehlen.

München.

Vereinigte Kunstanstalten A.-G.

Variété des Geistes. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger 1902.

Der Autor zeigt hier in Form philosophischer Aphorismen die Wandlung und Selbsterziehung — wenn man will: Genesung — einer im Reich mystisch-christlicher und pantheistischer Anschauungen sozusagen geborenen Seele zu ihrem Gegenseite, dem Heiligen und Unheiliges mit gleicher Ehrfurchtlosigkeit angreifenden Skeptizismus und der Vereinigung dieser beiden Weltanschauungen in einer Hoffnung: dem harmonischen Menschen. Der geistige Mensch, der das „Geistige“ überwindet, ist die höchste und letzte Form des Geistigen. Nun wird er reif,

den neuen Typus zu zeugen, der alles Gute und Schöne der Menschheit vereinigen soll, den harmonischen Menschen. Ohne die herrliche Krankheit Geist wäre der Mensch Thier geblieben. Doch hat uns der Geist selbst Mittel gegeben, seine Schäden zu erkennen, ihrer Herr zu werden. Geist bekämpft den Geist, Gegengift tötet Gift. Der Autor will dazu beitragen, die Gefahren und furchtbaren Schäden unharmonischer Geistigkeit zu bannen, den Weg, den er selbst gefunden, Anderen weisen und sie stark machen, auf ihm auszuharren. Daß so viele geistige Menschen unserer Zeit tief leidend sind, weiß man. Woher der Schmerz? Welche Mittel zur Befundung? Der Autor gelangt zu keinem trostlosen Agnostizismus, indem er diesen schweren Fragen entgegenschaut. An die Stelle des von ihm Niedergerissenen ist er Neues zu setzen bestrebt und zwei große Ärzte der Seele begleiten und stützen ihn bei diesem Wagniß: Max Stirner und Friedrich Nietzsche.

Wien.

Dr. Max Meffer.



Baldurs Tod. Ein Märchenspiel in fünf Aufzügen von Paul Schmidt.
Leipzig 1902. Heinrich J. Raumann, Preis 2 Mk.

Mein Drama kommt wie der märkische Siegfried aus dem reaktionärsten Lager; es ist in Jamben geschrieben und gereimt. Daß die wechselnden Bilder des vierten Aktes mit unserer rüchständigen Zwischenvorhangs-Maschinerie nicht aufgeführt werden können, ohne ihren Eindruck ganz zu verfehlen: Dessen bin ich mir bewußt. Herms-Jahrhundert, dessen Maschinen Wolke spulen und Warn drehen, tausendpfüßige Lasten heben und Eisenzüge fortbewegen können, aber nicht eines Dichters Traum zu gestalten vermögen!

Leipzig.

Paul Schmidt.



Liebeslieder moderner Frauen. Hermann Costenoble, Berlin-Jena.

An Anthologien, auch an solchen, die nur Frauenlyrik bringen, ist kein Mangel. Was aber meine Gedichtsammlung von ihnen unterscheidet, ist der Gesichtspunkt, unter dem sie angelegt ist. In das Bündchen wurden nur solche Gedichte aufgenommen, in denen sich das Liebesleben der Frau in charakteristischer Weise spiegelt. Es ist also hier ein erster Versuch gemacht, einen kleinen Beitrag zur Psychologie des liebenden Weibes zu liefern, der jedenfalls Anspruch auf Authentizität erheben kann, denn man hat es mit lyrischen Selbstbekenntnissen aus Frauenmund zu thun. Und zwar moderner Frauen, zeitgenössischer Dichterrinnen, die von der altgewohnten, vieltausendjährigen Scheu des Weibes, auf dem Schauplatz des öffentlichen Lebens ruhend und handelnd zu treten, frei geworden sind, ja, die zum Theil mit einer Unbedenklichkeit ihr innerstes Gefühlleben bloßlegen, die Manchen überraschen mag.

Dr. Paul Grabein.



Totentanz. Verlag von H. Harms, Hamburg. Titelbild von Josef Sattler. 1902.

Ich beabsichtige weder, mein Buch anzupreisen, noch, irgend Etwas zu seiner Erklärung zu sagen. Beides ist Sache des Buches. Entlassen aus der

Werksstatt, ist es majestätisch und mag für sich selbst sorgen. Nur der Titel veranlaßt mich — um mit Fritz Reuter zu reden — „tau ne lütte Børved“, damit mi kein Nafred bröppt.“ Totentänze und ähnliche Weisen sind heute modern. Dies aber ist kein Modebuch. Ueber die Entstehung der Erzählungen spannt sich ein Zeitraum von vierzehn Jahren und selbst die zweitjüngste von ihnen, „Gefängnißaufseher Streiber“, haben die Leser der „Zukunft“ schon vor zwei Jahren kennen gelernt. Auch hatte ich das Wort Hebbels, das dem Buch zum Geleit mitgegeben wurde, schon als Knabe in mein Notizbuch geschrieben: „Durch den Todesgedanken den goldenen Faden des Lebens zu ziehen! Eine höchste Aufgabe der Poesie“. Also dies (übrigens anspruchlose) Buch ist nicht von der Mode diktiert, sondern von jener inneren Nothwendigkeit, die unerklärlich in uns wirkt, die manches Kommende vorausfühlt und halb unbewußt darauf hinarbeitet. Seltsam genug, daß die meisten dieser Erzählungen unter der Regierungzeit des Despoten Naturalismus entstanden sind, dessen Aufgaben bei den allgemein bekannten Dingen unserer Ameisenwelt zu Ende waren, der kaum einmal das Dasein bis an seine Grenzen zu verfolgen unternahm und dem grausamen Tanz von Tod und Liebe auf dieser Erdoberfläche nicht mehr Aufmerksamkeit schenkte als der gewürfelten Bettdecke eines Armenhäuslers. Doch wir verdanken ihr viel, dieser Zeit der Frostdisziplin, und wollen ihre Leute nicht höhnen. (Uebrigens: *De mortuis . . . otocora*). Heute aber wird man sich erlauben dürfen, einem jakulierten Werk der Feder, gleichviel, ob es ein Drama in fünf Akten oder eine kleine Erzählung von wenigen Seiten ist, — frei nach Maeterlinck — drei Fragen zu stellen, um es auf seinen Werth zu prüfen. Erstens: Ist es in der *Этнографическомъ, Историческомъ, Литературномъ, и др. отношеніяхъ* dargestellt? Drittens: Fehlt ihm neben dem Untergrund auch nicht der rechte Hintergrund und Obergrund? Ich meine den Grund, der sich über und hinter allen Dingen wölbt; der hinaus über den Dunstkreis des roth Thatsächlichen ein Sinnen und Ahnen weckt von den geheimen Fäden, die das kleine Fragment eines Menschenlebens mit dem Unbekannten verknüpfen, das alle Dinge röhret und überträgt. Josef Sattler hat, meiner Meinung nach, diesen drei Fragen in seinem Titelbilde Rede gestanden. In der Form schön, ist das Bild selbst von künstlerischer Leidenschaft: dieser wilde Tanz Freund Heins auf der Erdoberfläche! Seine Kappe mit der rothen Feder ist im tollen Reigen vom Schädel geflogen und der große graue Mantel hinter ihm weht im Schwung der sich drehenden Erde und der Tanzbewegung des Gerippes in mächtigen Serpentinlinien, deren Ausläufer an die Randformen der Fledermausflügel erinnern. Dieser graue Umhang, in dem sich die geschwungenen Arme des Tanzenden zu Faltenlinien verflüchten, ist unendlich größer als die Erdoberfläche. Wie ein gewaltiger Vorhang, hinter dem die ewigen Räthsel und Zusammenhänge des Seins verborgen sind, reißt er sich flatternd empor. Das Titelbild, eigentlich zu anspruchsvoll für das bescheidene Buch, wird, hoffe ich, auch Die ein Wenig mit meinem „Totentanz“ versöhnen, denen der Inhalt des Buches unverdächtig mißfällt.

Karl Streckert.



Distelfinken.

Distelfinken umflattern mein Haus. Ein ganzer Schwarm. Den langen Winter waren sie da. Und wenn sie sich auf die schwankten Nistchen der jungen Bäumchen setzen, so neigen sich die Nistchen leicht und schaukeln leicht mit ihrer graziosen Last. Vauter niedliche, bunte Schöpfungsgebanten, diese kleinen Vögel. Ich sehe ihnen zu und horche auf ihr leises Gezwitze; denn noch singen sie nicht; erst wenn der Frühling kommt, der Frühling und die Sonne...

Distelfinken umflattern mein Haus, zwitschern mir in Kopf und Herz. Und ein leiser, wässriger Frühsonnenstrahl streicht über das bunte Scheunendach da drüben und läßt mich Frühling ahnen.

Und eben, als ich das Frühstück nahm, umschmeichelte mich mein dreijähriger Blondkopf und that wichtig und geheimnißvoll, als wolle er mir Etwas verrathen. „Schah, erzähl' mir was“, sagte ich ermunternd. Und er fing an:

„Da kam die böse Stiefelkönigin zum Schneewittchen und fragte, ob es Äpfel kaufen wolle. Nein, sagte das Schneewittchen, ich kaufe keine. Und da gab sie ihm doch einen, einen ganz giftigen. Und da hat das Schneewittchen ein Messer genommen und hat alles Giftige abgeschnitten und fortgeworfen und hats gar nicht gegessen. Gar nicht! Und da hab' ich ihm gesagt: Du bist lieb, und weil Du so brav warst, brauchst Du auch gar nicht im Garten zu stehen. Und da kamen die Zwerge und haben furchbar gelacht.“

Holla! Das ist doch eine liebe Geschichte, nicht wahr? Mein Blondkopf mag die Katastrophen nicht, die durch Menschendummheit und Menschenbosheit herbeigeführt werden, und so arbeitet er Tag vor Tag mit seinen lieben Gedanken herum, bis er alle traurigen Ausgänge in liebe und freundliche verwandelt hat. Eher läßt ihm eine Geschichte keine Ruhe. Wer von uns ganz gezeichnete Leuten dem Kinde Das doch nachmachen könnte und wollte! Wem Das doch noch so innerster Instinkt und heiligstes Herzensbedürfnis wäre!

... Den Grünwald ging's, wo die Har rauscht. Ein Sommermorgen wars von herrlicher Klarheit und Pfingstsonntag obendrein. Noch lag ich in den Federn, als es an meiner Schelle rasselte. „Was heißt denn Das? Eben erst halb sechs Uhr! Wer kann da sein?“ Ich sprang auf und öffnete.

„Vorwärts, Fremden! Angezogen, rasch, und hinaus in die schöne Welt!“ lachte es mir entgegen.

Reinen Augen traute ich kaum, als ich die hohe Gestalt in langem, schwarzem Talar vor mir sah.

„Was wollen denn Sie so früh, Herr Doktor?“

„Werdens schon sehen! Machens zu!“

Bald war ich so weit und wir verließen fröhlich das Haus. Eine Morgenwanderung in wunderbarster Frische. Vor Parolachung überkreuzten wir auf dem Stege den Fluß und schlugen uns auf das rechte Ufer hinüber. Mein Freund, ein katholischer Pfarrer, war in äppigster Stimmung. Einige Leute begegneten uns mit Gebetsbüchern. „Die denken auch, der Schwarze thät' gezeichnet, er ginge heim und läse seine Messe in der Kirch“, brummte er. „Aber die ganze Woche, das ganze Jahr thut Unserens nichts Anderes. Heute hab' ich Urlaub, heut' am Pfingstsonntag. Da wird hier draußen Mess' gelesen.“

Ich lachte. Wars meinem teuflischen Gemüth doch viel lieber so.

„Und warum ich so früh geh'?" Einfach: wenn nachher der Schwanz der Milchener mit Kind und Regel herauskommt, ist's nimmer schön. Ich mag den Wald nicht, wenn überall Scherben und Papierfetzen und Wurfschelle herumliegen. Darum so früh. Noch war Keiner draussen, noch ist Alles frisch und schön, ein Herrgottsgarten, in dem's Einem wohl werden kann.“

Au der Renterschwaige machte'er Halt. „Sollen wir? Eine erste frisch' Maß? Eine halbe?“ Er besann sich. Dann energisch: „Nein; sonst bleiben wir da hocken womöglich und gar früh ist's auch noch.“

Also vorwärts, dem Ufer entlang, an der großhieselöcher Eisenbahnbrücke vorbei, gen Grünwald. Herrlich, wie sich das Thal verengte, der Fluß in der Felstiefe rumorte, herrlich der leise rauschende Wald am Ufer entlang. Mein Herz war offen und alle meine antikatholischen Grobheiten warf ich dem heiligen Manne neben mir in trauter Gemüthsrube an den Kopf. „Wenn die Kirche noch so handelte, wie Christus lehrte“ . . . sing ich an.

„Ach, was: lassen Sie mich aus mit Ihrem Christus!“ kam die Antwort. „Das beste Kneupf. b kann man zu Tod schinden; und was ist's nachher? Was denn? Ein dürrer Klepper ist's, reiß für den Wasenmeister. Und so macht Jhes mit Eurem Christus; daran soll dann Unserer keine Freud' haben, was? Zustimmung soll er gar? Sehens mir! Sie sind doch sonst schon ein Bissel gescheiter und packen das Leben nicht gerad' bei seiner dürrsten Seite an. Christus ist auch manchmal spaziren gegangen, und wenn's schön war draussen, am liebsten. Und das Dümme hat er gerad nicht geredt, wenn's so um ihn geblüht und geluchtet hat, wie um uns Zwei hier. Das Herz ist ihm voll worden und um die weisen Huckelmänner drin in den Synagogen hat er sich den Teufel geschert.“

„Sie, wenn Sie noch lange so fort reden“, fiel ich ein, „dürfen Sie Ihren schwarzen Rock bald an den Nagel hängen.“

„Sofort, wenn sein muß! Aber keine Minute eher, als bis Sie Ihr Gesellschaftstostüm an den selben Nagel hängen und die ganze Sippschaft da drin das ihre auch. Nachher, wenn Jeder so erscheint, wie er ist, thu ich schon mit; und ich werd' nicht zu denen gehören, die sich am Reissen dabei zu schämen haben. Grad gewachsen bin ich schon noch und innerlich ist auch noch nicht Alles verhußelt. Aber so lang mir die Wahrheitmenschen so in ihren Wämmsern vor den Augen herumfunkern wie jetzt, behalt' ich das meinige auch an und schaff' darin, was mir am Besten scheint. Dummes Zeug kriegen meine Hartfunder keins von mir zu hören und Politik schon gar nicht. Aber für guten Humor sorg' ich und für einen guten Willen, damit was Rechtes geschafft wird in der Welt.“

„Doktor, was ich Ihnen erzählen wollte! Am Mittwoch war der Kooperator von Sankt Ludwig bei mir. Es drückte ihn schon Wochen lang, er müßte endlich Klarheit schaffen, fing er an. Er könne sich gar nicht anders denken, als daß ich einmal tief getränkt worden sei.“

„Der Esel!“ brummte der Doktor dazwischen.

„Und so solle ich ihm mein Herz einmal eröffnen. Er hoffe sicher, daß ich in den Schoß der Kirche zurückkehren werde, wenn erst diese Wolke aus meiner Erinnerung verschwundt sei.“

„Daha — ha ha!“ stand da Einer und lachte. „So ein Wolkenjieber!“

„Vieltrinkt muß Einer sein! Anders kann Der sich nichts vorstellen. Na und? Sie haben ihn doch 'naußgeschmissen hoffentlich.“

„Ich? Nein!“

„Was? Nicht? Na, was habens denn gethan? Etwa gar mit ihm dis-
kurirt? O, Sie . . .“

„Na, zuerst hab' ich einmal gerade herausgelacht, wie Sie eben.“

„Sehr gut. Der wird Augen gemacht haben!“

„Milde Augen, wehmüthige Augen, wie der Heilige Moysius.“

„Sie — redens nicht von Dem! Von Dem wissens so wie so nichts. Also ohne Moysius weiter mit den Schaßaugen!“

„Na, na! Er ist doch immer Ihr Kollege, Ihr Konfrater so zu sagen.“

„Ja, ja, ich weiß: in Christo. Verstanden? Nur in Christo! Aber eben
daraus . . . Na, was hat er denn gesagt?“

„Nicht viel! Aber ich hab' ihm gesagt, er solle sich weiter keine Mühe
geben, ich hätte meinen Seelsorger schon und Der seien Sie!“

„Wa—a—a—as?! Nein, da hört sich schon Alles auf. Doch jetzt muß
ich erst recht wissen, was er da gesagt hat.“

„Nun, nicht gerade was Schlechtes. Er meinte, Sie hätten leider viel
zu viel Philosophie studirt. Er habe sich alle Mühe gegeben, sich in Ihre An-
schauungen hinauszufinden. Aber bis jetzt sei er damit noch nicht durchgedrungen.
Doch wolle er sich gern beruhigen, da er voraussetze, Sie seien immerhin ein
wahrer Vertreter Christi . . .“

„O, diese wahren Vertreter Christi! Sie wissen doch, was es heißt in
unserer süddeutschen Sprache. Vertreten ist so viel wie Zertreten; und Das
heißts hier bei ihm.“

„Und so könne er das weitere Werk meiner Rettung Ihnen überlassen.“

Wie vom Blitz getroffen, stand mein Begleiter. „Ich, Proselyten machen?
Und Sie glaubens womöglich gar, daß ich so schmutzige Geschäfte treibe, einen
ehelichen Kerl von seiner ehelichen Meinung abzubringen? Solche Lumperei traut
Der mir zu, diejer Herr Konfrater? Wissens was: Das ist schon zu dumm,
jaudumm. Aber Osel sind wir auch, wir Zwei, daß wir solches Zeug mit
daheraus schleppen in die pfingstsonnige Herrlichkeit. Ist Das etwa besser als
Adsepapier und Wursthelle? Gehens zu und schämen wir uns bis in die tiefste
Seele! hinein!“

Schweigend schritt der Doktor neben mir. Dann stand er. Ein Zink
schmettete sein Pied vom nahen Buchenast. „Du weißt besser, was sich hier
draußen paßt“, sagte der Doktor. „Und von Dir, Du dummes Viech, wie Dich
die Menschen nennen, können sie Alle mit einander noch lernen. Auch Sie, Sie
Wahrheitmann! Lernens von Dem da!“

Wieder schritten wir weiter. Die Sonne leuchtete. Der Zink sang hinter
uns her. Die Buchenwipfel rauschten leise. Und vor uns wintte das Ziel — :
Grünwald.

„Wissens was?“ sagte der Doktor. „Geh ich mit Ihnen da hineingehe,
sag' ich Ihnen was. Jetzt wollen wir Gottesdienst feiern. Pfingstgottesdienst,
wir Zwei. Wir werden uns eine frische Raß geben lassen und sie mit allem
Wohlbehagen trinken. Weiter nichts! Verstehen Sie Das?“

„Ich schon!“

„Also weiter! Wenn Sie es nur verstehen. Die Andern verstehen so wie so nicht. Saufen nennen sie. Schlemmen, schlampampen in aller Früh schon. Aber wir nennen anders: für ein fröhliches Herz sorgen! Und ich sag' Ihnen, was Ihnen auch Einer dahereden mag, und wenns das Beste wäre: es giebt keinen schöneren Gottesdienst, es giebt überhaupt nichts Klügeres auf der ganzen Welt, als dafür zu sorgen, daß der Mensch ein fröhliches Herz hat. Ein fröhliches Herz ist zu allem Guten aufgelegt. Also sehe der Mensch, wie er daran komme und sichs bewahre!“

So sagte mein treuer Seelsorger und ich folgte ihm.

Wenige Schritte nur that er in den Wirthsgarten hinein. Dann stuzte er. Und von einem der noch einsamen Tische her erscholl es freudig:

„Wer kommt? Was seh ich? O, Ihr guten Geister!

Mein Roderich!“

„Mein Carlos!“ Mein Seelsorger breitete die Arme aus.

Und herüber schlugs gar prächtig:

„Ist es möglich?

Ists wahr? Ists wirklich? Bist Du? O, Du bist!

Ich drück' an meine Seele Dich, ich fühle

Die Deinige allmächtig an mir schlagen.

O, jetzt ist Alles wieder gut!“

Und ein Gelächter, ein Begrüßen, ein Erklären ging los, als hätten wir uns eine Ewigkeit her nicht gesehen. Und doch: erst den vorigen Dienstag abend hatten der Hofschauspieler und ich mit unserem Seelsorger philosophirt. Schelling war das Thema gewesen; und großartig wars, wie unser Pfarrer uns nach und nach mit diesem Weisen bekannt gemacht hatte.

„Daß Sie nur auch da sind!“ sicherte er nun fröhlich und schlug dem Hofschauspieler auf die Schulter. „Der da hat sich wieder an meinem schwarzen Kittel gerieben. Aber abgefahren ist er. Werd' mir meinen feinsten Rock gleich fahl scheuern lassen!“

Run, was jetzt kam, weiß man ja. Wo sich Drei so treffen in München oder in seiner Nähe, da schäumt. Und es schäumte aus fröhlichen Herzen. „Matthien, Du bist wieder einmal recht ausgelassen“, hätte unser pädagogisches Marterfräulein gesagt, wenn sie dabei gewesen wäre. „Geh hinein und schreibe fünfundschwanzigmal auf Deine Tafel: Alles mit Maß.“ Sie war nämlich überall sehr mäßig; nur das Spruchschreibenlassen und Knuffen und Beten betrieb sie stets ohne Maß. Und wenn meine Mutter nicht gewesen wäre, ich glaube, ich sähe heute noch vor meiner Tafel und schriebe, schriebe, schriebe . . .

Distelfinken! Ich hörte ihr Gezwitzcher und sah ihr buntbeflügeltes, reizendes Geflatter. Und alte, bunte Stunden flatterten auf in mir und erzählen von Freuden und Selben und hellen Sonnenstrahlen.

Distelfinken! Mein Vater hatte in seinem Garten einen jungen Kirschbaum gepflanzt, eine Edelkirsche, deren Frucht so groß sein sollte wie eine kleine Pflaume. Im nächsten Frühjahr schon blühte das Bäumchen; und siehe da: ein Distelfinkenpaar siedelte sich in der Krone an und baute sein Nestchen hinein. Von Weitem sahen wir den emsigen Pöglein zu und erlebten ihre Freude

mit, bis eines Tages eine fünfköpfige junge Gesellschaft die beiden Alten umtänzte auf den schwanken Ästen unseres Kirschbäumchens. Liebe Vögelchen waren es alle und sie piepten so nett und schlugen so unbeholfen noch mit den Flügeln, flogen die Alten mit Futter herbei. Neulich ging ich vorüber und sah den Baum. Groß und stark war er geworden, aber er stand auf fremdem Boden nun. Und weiter ging ich; da stand auch unser Haus. Lebte, grau, verlassen, die Türen geschlossen, die Wege im Garten mit Gras bewachsen, die Rosen verwildert, mit braunen, erfrorenen Knospen an den struppigen Zweigen. Kein Leben mehr, keine Sonne, keine Farbe. Nichts rührte sich noch. Doch . . . da . . . um das Rosenbeet spitzten Tausende von Schneeglöckchen aus der aufstauenden Erde. Ich hatte sie einst gepflanzt, ich selbst, direkt unter dem Fenster, an dem meine Mutter immer saß. Da stand ich nun und schaute über die Mauer in einen Garten, der nicht mehr mir war und wo doch so Vieles mein Eigenthum gewesen. Ein Aenderer ist nun Herr unseres Hauses und unseres Gartens. Alle Sonnenstrahlen gönne ich ihm. Und wenn erst wieder im Garten Blumen blühen und Distelfinken zwitschern und liebe Kinderstimmen erschallen und wenn ein Bube sich findet mit glänzenden Augen, der meinen selbstgezimمرت Taubenschlag wieder aufbaut und sich an meinen Beikchen erfreut, so will ich in die Hände klatschen und jubeln, daß Leben, sonniges Leben da wieder einzog, wo jetzt Erinnerung nur mit grauem Flügelschlage flattert.

Distelfinken: schnell! Kommt rasch zurück! Laßt Euch nicht schrecken! Nur eine kleine Wolke war's, die eben vorüberzog. Seht: dort treibt sie schon hin vor dem Winde, ein flatterndes Segel, — und hinter ihr her schießt es aus der Höhe mit goldenen Pfeilen.

„Mama, bringst Du uns was mit?“ sprudelt mein Blondkopf.

„Nein, heute nicht! Ich hab' kein Geld.“

„O, dann komm' schnell zum Papa! Der giebt Dir Geld. Der hat immer fürchtbar viel Geld.“

Dieses unerschütterliche Vertrauen des Kindes in seinen Papa! Das muß doch wirklich ein reicher Mann sein, dem ein Kind so vertraut! Nicht wahr? Und wie hilft mir der Kleine schon, wie tröstet er! Neulich entfuhr es mir: „Heute nicht! Ich hab' kein Geld!“

„O, sei nur ruhig! Morgen geh' ich auf die Post und kauf' Dir Geld. Und dann bring' ich's Dir, eine ganze Hand voll.“

Morgen! Eine ganze Hand voll! Bei solchen schönen Aussichten läßt sich doch ruhig leben. Und so überlegen wir heute, was wir morgen mit all dem Gelde thun. Drüben winken die Taunusberge in wunderbarer Bläue und rechts davon liegt Frankfurt. Also morgen geht's nach Frankfurt zum Onkel Doktor und dann holen wir den Paul und laufen Alle in den Zoologischen Garten. Morgen! Geld? Und dann sehen wir Löwen und Bären und Affen und . . .

„Die ganz, ganz kleinen — so klein — Affchen sehen wir dann“, fällt mir mein Schatz ins Wort.

Also morgen! Und Das wird sein dann!

Distelfinken! Da fliegt mein bunter Schwarm auf und davon! Laßt sie! Sie werden schon wiederkommen. Und wenn sie kommen, wird's neue Freude geben.

Erner und Genossen.

Nast genau ein Jahr nach dem Zusammenbruch der Leipziger Bank vollzieht sich an der Pleiße das Strafgericht über die Aufsichtsräthe und Direktoren des verfallenen Institutes. Heute wirds Einem beinahe schon schwer, sich auf die Einzelheiten dieses Falles zu besinnen; die ungewohnte Fülle der in zwei Jahren gehäuften Finanzkatastrophen verwirrt das Gedächtniß. Und doch war gerade der Leipziger Krach nicht nur das unerwartetste, sondern wohl auch das am weitesten fortwirkende von allen Ereignissen der letzten Krisis. Daß große Aktienkapitalien nicht vor dem Zusammenbruch schlüpfen, daß die allererschöpflichsten Bilanzmäßigen Reservecfonds wie die Spreu vor dem Winde zerflattern: diese alte Erfahrung hat noch jede Schwindelacta erneut. In Leipzig aber brach mit der einzelnen Bank auch eine ehrwürdige Tradition zusammen und ein Grausen ging durch die Bureauz. „Welch Haupt steht fest, wenn dieses heilige Ziel?“ Nach dem Krach habe ich hier Einiges aus der Geschichte der Leipziger Bank erzählt und daran erinnert, daß vor bald siebenzig Jahren nicht das spekulative Bedürfniß des Augenblickes, sondern die gebieterische Forderung der wirtschaftlichen Zustände zur Gründung dieses Institutes trieb. Seit es ein Deutsches Reich gab, sank die alte Leipzigerin nicht zum Rang einer Provinzialbank herab. Immerhin blieb ihr ein Theil des früheren Nimbus und der überliebteste Ruhm wirkte noch so stark, daß die Leipziger Geschäftsaristokratie sich in den Aufsichtsrath drängte und viele Großkaufleute der alten Reichstadt es gewissenmaßen für eine Ehrenpflicht hielten, wenigstens einen Theil ihrer Geschäfte durch die Leipziger Bank zu machen. Das muß man bedenken, um zu verstehen, welche Bedeutung der Sturz dieser Bank für Leipzig hatte. Die Vaterstadt wurde primär von der Katastrophe natürlich härter als irgend ein anderer Ort getroffen; noch schmerzhafter aber war die psychische Wirkung des Stoßes. Die alten Leipziger fühlten ihre lokale Ehre getroffen; ihr partikularistisches Gemüth war im tiefsten Grunde verletzt. Das merkt man noch jetzt, wenn man mit Leipzigern über den Prozeß spricht. Sogar die Hotelportiers, denen die vielen Gäste, Bezeugen und Sachverständige, die der Prozeß herbeigeführt hat, doch recht ansehnlichen Verdienst bringen, fluchen Herrn Erneer. Freilich ist Erneer kein Sachse, für Klein-Paris also, was den Hellenen jeder Fremde war: ein Barbar. Da kann der Zorn sich zügellos austoben. Der frühere Direktor Dr. Fiebiger und Erneers Mitdirektor Dr. Genysch, deren Vergehen viel milder beurtheilt werden, stammen aus Sachsen; mit einem Schein von Recht kann deshalb der sächsische Spießbürger ausrufen, er habe ja stets gesagt, das Gute, Echte, Solide wachse eben doch nur im Lande der Wettiner. Die Menge ist zu kurzichtig, um einsehen zu können, daß Erneer so gefährlich nur werden konnte, weil sein Treiben vom sächsischen Geschäftspartikularismus fast völlig der Kontrolle entzogen war; man konnte ihm von außen her nicht in die Karten sehen und so fand er die Möglichkeit, seine Betrügereien Jahre lang zu verschleiern.

Interessant war in der Gerichtsverhandlung zunächst die Enthüllung der Gründe, die zum Engagement Erneers geführt hatten. Die Bank war greisenhaft geworden und man brauchte frisches Blut. Was aber greisenhaft und marastisch schien, war zum Theil einfach nur sächsisch. Man kann sich, wenn

man nicht lange in Sachsen gelebt hat, kaum vorstellen, daß es außer Mecklenburg noch einen deutschen Bundesstaat giebt, in dem Zustände, die uns fast mittelalterlich scheinen, sich im wirtschaftlichen Leben so lange und so gut konservirt haben. Der gebildete, modern empfindende Sachse klagt und seufzt selbst darüber: also muß es wohl wahr sein. Einen kleinen Vorgesmack bekommt schon der Fremde, der in einem der beiden ersten Hotels in der Kofstraße absteigt. Preise, Essen, Bedienung entsprechen wirklich dem Rang eines ersten Hotels. Die innere Ausstattung aber ist, wenn man von einem Bischofs Stuhl und weichen Teppichen absieht, fast noch genau so, wie man sie vor fünfzehn Jahren zu sehen gewohnt war. Daneben sind prachtvolle, modern ausgestattete Hotelpaläste entstanden; aber die beiden alten Hotels gelten den meisten Leipzigeru heute noch als die feinsten. Von dem Segen der freien Konkurrenz will der Durchschnittssachse nichts hören. Die Regungen eines allen Fortschrittswünschen mißtrauenden Geistes spürte man auch in der Geschäftsführung der Leipziger Bank. Als Erner, der in der Deutschen Bank gelernt hatte, das Gelehrte in seiner neuen Stellung verwerten wollte, gefiel den verehrlichen Aufsichtsräthen an der neuen Manier sehr Vieles nicht. Besonders fanden sie, es sei unter der Würde ihres Institutes, mit allzu vielen Offerten spekulativer Art an das Publikum heranzutreten. Ein Aufsichtsrathsmitglied sagte in der Hauptverhandlung aus, die etwas wilde Betriebshaukeit Ernners sei an dem gesunden Sinn der leipziger Bevölkerung schließlich gescheitert.

Nicht nur um eine wirtschaftliche, sondern auch um eine lokalpatriotische Angelegenheit handelt es sich also in Leipzig. Deshalb ist der Andrang zur Hauptverhandlung auch viel stärker als etwa in Berlin beim Prozeß Sanden. Man muß auch zugeben, daß die leipziger Angeklagten interessanter sind. In Berlin ist eigentlich nur Eduard Sanden, vielleicht auch noch Eduard Schmidt psychologischer Beachtung werth; die meisten anderen Angeklagten sind geistig unbedeutende Dupendmenschen. Ernners Nachbarn auf der Anklagebank erregen schon deshalb Interesse, weil sie den feinsten Kreisen angehören. Unter den Aufsichtsräthen finden wir zwei Rittmeister der Landwehr, einen Ritter des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse, drei Ritter des Albrechtsordens; und die schönen Titel eines königlichen Kommerzien- oder Kammercathes schwirren an andächtigen Ohren vorbei. Schon jetzt möchte ich, nach dem persönlichen Eindruck, behaupten, daß diese Männer wirklich dupirt worden sind. Welches Interesse sollte sie zum Betrug treiben? Sie waren reiche, angesehene Leute, sind zum Theil noch jetzt Inhaber erster leipziger Firmen und hätten, um ihren geschäftlichen Ruf zu wahren, sicher ohne Zaudern ihr ganzes Vermögen geopfert. Sie wußten vielleicht nicht, in welchem Umfang ihre Bank sich bei der Trebetrodnung engagirt hatte. Erner kann sie hintergangen haben. Trotzdem sind sie nicht unschuldig. Nach dem Gesetz ist Jeder strafbar, der in der Wahrnehmung der Aufsichtsrathsgeschäfte die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns vermissen läßt. Wegen diese Vorschrift haben die Herren gesündigt. Es ist lohnend, darauf zu achten, wie oft die selben Menschen, die in ihren eigenen Geschäften sich gewiß peinlichster Sorgfalt befehlen, als Aufsichtsräthe ihre Pflicht nicht erfüllen. Einen großen Theil der Schuld trägt die Mißbildung unseres Aufsichtsrathswesens. Auch bei der Leipziger Bank gab es eine „Obligokommission“, der allein das

Recht zustand, die einzelnen Debitalden zu prüfen. Wer dieser Kommission nicht angehörte, kümmerte sich nicht selbständig um diese Dinge; ja, er durfte und konnte sich eigentlich gar nicht darum kümmern: denn nicht jedes Aufsichtsrathsmitglied ist ohne Weiteres befugt, die Bücher und Skripturen der Gesellschaft einzusehen. In Leipzig scheinen die Aufsichtsrathsitzungen oft, schon ehe sie begannen, protokolliert worden zu sein. Die Herren sahen in ihrer Thätigkeit also selbst nicht viel mehr als eine Komödie. Der Aufsichtsrath hat bei uns ja überhaupt eine Zwitterstellung; er soll nicht nur für eigene Thaten, sondern auch für die Anderer haften, deren Geschäftsführung er doch nicht bis ins Einzelne zu prüfen vermag. Und je länger Aufsichtsrath und Direktion zusammen arbeiten, vielleicht auch gesellschaftlich mit einander verkehren, um so schwächer wird natürlich das Gefühl der Kontrolleurpflicht. Ein geberliches Arbeiten wäre ja nicht möglich, wenn der Aufsichtsrath die Direktoren von vorn herein als Schwindler betrachtete; ein gewisses Maß von Vertrauen muß er ihnen entgegenbringen. Thut er Das aber, dann darf man sich auch nicht wundern, wenn er nicht ohne Beweisgrund annimmt, die Direktoren könnten ohne die geringste thatächliche Unterlage Posten in die Bilanz einstellen.

In dem leipziger Fall könnte der Aufsichtsrath übrigens die Persönlichkeit Egners als Entlastungsmoment anführen. Man muß Egner vor Gericht gesehen haben, um zu begreifen, wie er auf seine Leute wirkte. Er hat stahlharte blaue Augen und einen prächtigen blonden Vollbart, konnte also bei sächsischen Antisemiten kein Mißtrauen erregen. Er ist ein schöner, eleganter Mann, weiß mit den Worten trefflich zu jongliren und hat für die kniffligsten Dinge die einfachsten Aufklärungen. Wer je im Gefühl seiner Unschuld vor Gericht stand, hat unter dem Bewußtsein gelitten, daß der auf der Säuberbank Sitzende von vorn herein als schuldig gilt; der selbe Mensch würde, wenn ihn die Robe des Staatsanwaltes zierte und er in lauten Brusttönen gegen einen Verbrecher wetteuerte, ein tadelloser Ehrenmann scheinen. So wird denn jetzt auch Egner überall für einen Schwindler gehalten. Aber man denke sich den vornehmen, lebenswürdigen Herrn nicht als Angeklagten, denke ihn sich der muffigen Luft des Gerichtssaales entrückt und man wird sofort verstehen, daß er dem Aufsichtsrath über jeden Verdacht erhaben scheinen mußte. Natürlich können auch diese milderen Umstände den Aufsichtsrath nicht völlig entlasten; er hat sich denn doch allzu lau und nachgiebig gezeigt. Als die Konkurrenz erbittert gegen die Trebergesellschaft kämpfte, meinten die leipziger Herren, gerade in dieser Erbitterung den Anlaß zu gestärktem Vertrauen finden zu sollen. „Denn“, sagt einer der Mitangeklagten, der Inhaber der vornehmen Bankfirma Frege & Co., „wenn es mit der Trebergesellschaft wirklich so faul stand, dann konnte die Konkurrenz doch gar nichts Besseres thun als: ruhig zusehen, wie die Trebergesellschaft sich selbst zu Grunde richtete.“ Die Konkurrenten der Kasseler hatten aber allen Grund, nicht ruhig zu bleiben. Die Direktoren der Trebergesellschaft hatten, weniger in betrügerischer Absicht als unter dem Einfluß wachsenden Größenwahnes, weit unter dem Marktpreis große Abschlüsse gemacht, deren Erfüllung ihnen nicht möglich war, da sie solche Mengen gar nicht produziren konnten. Nicht nur machten sie damit selbst kein Geschäft, sondern sie ruinierten auch noch den anderen Firmen den Markt. Die angeklagten Aufsichtsrathsmitglieder führen zu ihrer

Entlastung auch an; der hohe Kursstand der Bankaktien habe doch bewiesen, daß Niemand Mißtrauen gegen die Leipziger Bank hatte; weshalb sollten gerade sie da mißtraulich werden? Merkwürdig; die Herren gehörten selbst einem Haußeffensortium für Treberaktien an, wußten also, wie man anstellen muß, um den Aktienkurs und den Schein strenger Solidität bis kurz vor dem Zusammenbruch aufrecht zu erhalten; und da genügte ihren vertrauenden Herzen ein Blick auf den hohen Kursstand der Leipziger Bank? Festgestellt ist ja auch, daß ein Konjortium die Aufgabe hatte, alles Material an Leipziger Bank-Aktien aufzukaufen, das an die Börse kam. Trotz Alledem wird die civilrechtliche Klage auf Schadensersatz vielleicht dem Aufsichtsrath gefährlicher werden als das Strafgericht, das ihn wahrscheinlich nur der Fahrlässigkeit schuldig finden wird.

Viel schlechter steht Eyner's Sache. Er wußte, welche Unsummen seine Bank den Kasseleuten geliefert hatte, und hat — mag er lange auch vom Treberschmidt getäuscht worden sein — schließlich bewußt gelogen und gefälscht. Auch des Betruges und des betrügerischen Bankerottes ist er bezichtigt und man kann ihm den Groll gegen die großen berliner Banken nachfühlen, die ihn nicht saniren wollten; kommt er ins Zuchthaus, so wird er ihrer Weigerung die mittelbare Schuld zuschreiben. Der Paragraph, der den betrügerischen Bankerott mit Zuchthausstrafe bedroht, macht die Strafbarkeit von der in gewissem Umfang willkürlich zu schaffenden oder zu meidenden Thatfache abhängig, daß der Konkurs eröffnet ist oder die Zahlungen eingestellt sind. In dem Leipziger Fall aber kommt man über diese Konstruktion leicht hinweg; denn da Eyner, wie festgestellt ist, das Vermögen seiner Frau und seiner Kinder bei Seite geschafft hat, muß er sich der Gefahr seines Treibens bewußt gewesen sein.

Man hat für Herrn Eyner den schärfsten Staatsanwalt ausgesucht. Auch der Schwurgerichtspräsident gilt als ein scharfer Herr und guter Jurist, der, wie man in Leipzig erzählt, nächstens ins Reichsgericht berufen werden wird. Entscheiden wird natürlich der Spruch der Geschworenen. Die Bertheidigung hat ihr Ablehnungsrecht benutzt, um die Zahl der Leipziger unter den Geschworenen möglichst zu beschränken. Namentlich die Geschäftsleute waren ihr unwillkommen. Wie bei Brandstiftungsprozessen die ländlichen, so werden bei Konkursvergehen gern die kaufmännischen Geschworenen von den Bertheidigern ausgemerzt. Das Schicksal der Leipziger Bank aber hat jedes Sachsenherz bewegt, den Sachsenstolz gebemüthigt und ich glaube nicht, daß es selbst dem schlauesten Kriminalanwalt gelingen könnte, für diesen Prozeß Geschworene zu finden, deren Seele von jedem vorurtheilenden Haßgefühl gegen Eyner und Genossen frei ist. Plutus.



Notizbuch.

Tief erschüttert, riefen die lärmenden Rektologe, die dem König Albert von Sachsen ins Grab nachhallten, stehe das ganze deutsche Volk an der Bahre eines unersetzlichen Monarchen. Das ist neudeutscher Stil. Immer muß es das ganze deutsche Volk sein; und ohne tiefe Bewegung, tiefe Erschütterung scheinen Feietreden

und Zeitartikel nicht mehr zu leisten. An diese leere Phrasologie hat Jeder sich längst gewöhnt. Also der tragische Schwaiger, der seine Markmengen einen großen Grimassen unermüdtlich vorträgt, wird kaum noch ausgelacht. Tage, da wir über die Schwachsinnigkeit der Franzosen spotten dur bald wohl nicht zurück. Natürlich war auch diesmal von einer Erziehung zu spüren. Ein dreißigjähriger Herr, der seit Jahren krank und ein anderer alter Herr heißt jetzt König von Sachsen. Jenseits weißen Grenzpfählen ist der Wechsel nicht als ein Ereigniß empfunden für unerseßlich haben selbst die Sachsen ihren alten Albert nicht war tüchtig, gewissenhaft, hatte Menschenverstand, wußte sich, als Jüngling, weise zu bescheiden und wollte nie als der Prototyp Vorbergrund der Bühne bewundert werden. Vielleicht ist auf die seines Gemüthes, auf die rasche Energie nicht genug hingewiesen und auch mit schmerzender Erfahrung sich schnell abfinden hieß. Diese Ereignisse gerade in der Epoche der deutschen Einheitskämpfe wichtig. Die sächsischen hielten den Kronprinzen, der auf Böhmens Schlachtfeldern gekämpft hatte, gern zum Führer erkoren. Die Stimmung war damals großen Theil der Oberhäupter noch entschieden antipreußisch und in empfang jeden kleinsten Versuch, Borussia zu nach Sachsen zu tragen sächsischen Generalen der schöne Tressenhut genommen, Artilleristen die Pickelhaube aufgestülpt wurde, ging ein Klageruf durch die und in „Sachsens Militärvereinskalendar“ las man harte Worte über die zur Uniformirung des deutschen Heeres; Sachsens erzwungener Eintritt in den deutschen Bund, hieß es da, dürfe doch nur die nächste, nicht die fernere Zukunft reiches binden. „Gott, der Sachsen durch den Jammer des Siebenjährigen und des russisch-preußischen Gouvernements geführt und zu neuer Blüthe hat, wird auch diesmal nach finsterner Nacht den schönsten hellen Tag an Der Abgeordnete Wölfel las am neunten Dezember 1867 diese Sätze vor und fügte hinzu, die Tonart müsse um so mehr auffallen, als Albert der Protoktor des sächsischen Militärvereins sei. Bismarck kor der Kalender sei „eine Privatspekulation“ und es sei „ganz undenkbar, nichts der nationalen, patriotischen und vertragstreuen Haltung der sächsischen Regierung irgend eine höhere amtliche Stelle im sächsischen Land zu wie sie dieser Kalender über das Bundesverhältniß enthält, sanktionirt paar Tage danach schrieb ihm der Kronprinz von Sachsen: „Berechtigt ich kann mir nicht versagen, Ihnen meinen wärmsten Dank für die sprechen, wie Sie sich meiner anläßlich des unglücklichen Militärfestgenommen haben. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß mir freud ist, ja, daß ich die Existenz dieses Nachwerkes kaum ahnte. Nichts dahinter zu suchen als Reminiscenzen einer vergangenen wissen, daß Vergleichen in den unteren Schichten des Volkes noch zu wenn die oberen längst eines Besseren belehrt sind. Die unteren auf Punkt zu bringen, ist jetzt unsere eifrigste Sorge. . . . Indem ich um Ihrer loyalen Gesinnung gegen mein Vaterland und Ihres Wohlwollens bitte, verbleibe ich Ihr ergebener Albert.“ Aus Bismarcks Antwort hervorzuheden: „Ich sehe es als die nächste Aufgabe der Bundespolitik

streben, daß alle Bundesgenossen Preußens, namentlich aber der hervorragendste unter ihnen, das Königreich Sachsen, es nicht bloß als eine Vertragspflicht, sondern als ein werthvolles Recht ansehen, dem Bunde anzugehören. Diese Bedeutung kann der Bund für seine hohen Genossen nur dann haben, wenn den Souverainen die Ueberzeugung bleibt, daß sie durch die Centralisirung eines Theiles ihrer Rechte in der Hand Eines unter ihnen eine nach menschlichen Begriffen sichere Bürgschaft für die Gesamtheit ihrer sonstigen Rechte erworben haben und daß diese Rechte gegen den Druck innerer Bewegung eben so gewiß geschützt sind wie gegen äußere Gefahren. In diesem Sinn der Gegenseitigkeit und Solidarität unter den hohen Genossen des Bundes sehe ich es für eine Pflicht des Bundeskanzlers an, das Ansehen und die Rechte der fürstlichen Häuser innerhalb des Bundes mit eben so gewissenhaftem Eifer zu wahren wie das des eigenen Landesherren." Statt Alberts herb menschliche Gestalt greinend ins Wesenlose zu reden, sollte man solche Erinnerungen auffrischen. Sie zeigen, welche Stellung der Kaiser, welche der Kanzler im neuen Reich haben sollte, und liegen uns näher, können uns nützlicher werden als die Phantastiesflüge in die verschollene Herrlichkeit der Karlingertage.

In diese Zeit zieht den Deutschen Kaiser des Herzens Sehnsucht. Er möchte, wie sein Vater, den Gustav Freytag darum fast zornig schalt, das neue Kaiserthum an das alte kitten. „Nachen“, sagte der Kaiser in einer der vielen Reden, die in rheinisch-weißfälischen Städten Beifall gefunden haben sollen, „Nachen ist die Wiege des deutschen Kaiserthums; denn hier hat der große Karl seinen Stuhl aufgerichtet“. Den Stuhl der alten Kaiser hatte, als in Berlin der erste Reichstag eröffnet werden sollte, der Kronprinz Friedrich Wilhelm seinem Vater hingeshoben. Freytag wünschte das aus dem Urwald deutscher Geschichte stammende Schaugeräth zum ehrwürdigen Toddel und rief: „Wir haben eine entschiedene Abneigung, Erinnerungen an das alte Kaiserthum des Heiligen Römischen Reiches im Hause der Hohenzollern wieder aufgefischt zu sehen. Wir im Norden haben den Kaisertitel uns — ohne große Begeisterung — gefallen lassen, so weit er ein politisches Machtmittel ist, unserem Volk zur Einigung helfen mag und unseren Fürsten ihre schwere Arbeit erleichtert. Aber den Kaisermantel sollen unsere Hohenzollern nur tragen wie einen Offiziersüberrock, den sie im Dienst einmal anziehen und wieder von sich thun; sich damit aufpuzen und nach altem Kaiserbrauch unter der Krone dahinschreiten sollen sie uns um Alles nicht. Ihr Kaiserthum und die alte Kaiserwirtschaft sollen nichts gemein haben als den — leider — römischen Caesarnamen. Denn um die alte Kaiserei schwebte so viel Ungesundes, so viel Fluch und Verhängniß, zuletzt Ohnmacht und elender Formenkram, daß sie uns noch jetzt ganz von Herzen zuwider ist. Von Pfaffen eingerichtet, durch Pfaffen geweiht und verpflückt, war sie ein Gebilde des faltschesten und verhängnißvollsten Idealismus, der je Fürsten und Völkern den Sinn verstört, das Leben verdorben hat... Heute ist der Nation das Ceremonielle und die äußerliche Darstellung seines Kaiserthumes nur so weit erträglich, wie das Unwesentliche nicht die Zeit und den thätigen Ernst seines Lebens beengt.“ Für das Nüchlein, in das diese Sätze aufgenommen sind, hat der Kaiser einst dem Wilmner deutscher Vergangenheit gedankt; jetzt würde er ihn wohl hart tadeln. Der Glanz der alten Theokratie hat es Wilhelm dem Zweiten angethan. Und der Kaiser bewundert das blendende Buch des Herrn Chamberlain, dessen germanocentrische Auffassung der Weltgeschichte

ihm gefallen mußte. So ist aus sehr verschiedenen Eindrücken eine Anschauung entstanden, deren bestrebende Spur in den letzten Reden wieder besonders sichtbar ward. Auch die Energie Karls des Großen, hat Lamprocht gesagt, vermochte nicht eine neue germanisch-christliche Kultur aus dem Boden zu stampfen; „so ungeheuer sein Wagniß und so unbegrenzt seine Kraft erscheint: hier kämpfte er gegen den Genius der nationalen Geschichte selbst.“ Der Kaiser blickt zu dem Manne, der vom Gottesstaat träumte und dessen Liebling deshalb Augustinus war, wie zu einer stecklosen Idealgestalt auf und scheint zu hoffen, noch heute könne der theokratische Traum Wirklichkeit werden. Die Germanen sind nach seiner Meinung zur Welt Herrschaft prädestinirt. Noch sind nicht zwei Jahre vergangen, seit er das römische Weltimperium pries und den Wunsch aussprach: „Dem Vaterland möge beschieden sein, so fest gesüßt und so maßgebend zu werden, wie es einst das römische Weltreich war.“ Jetzt heißt es: „Zerbröckelt und morsch wankte der römische Bau und erst das Erscheinen der siegesfrohen Germanen mit ihrem reinen Gemüth war im Stande, der Weltgeschichte den neuen Lauf zu weisen, den sie bisher genommen hat.“ Die Deutschen sind das einzige Volk, das noch Ideale hat, das einzige, „wo noch Zucht, Ordnung und Disziplin herrscht, Respekt vor der Obrigkeit, Achtung vor der Kirche“; „kein Werk aus dem Gebiet neuerer Forschung, das nicht in unserer Sprache abgefaßt würde, und kein Gedanke entspringt der Wissenschaft, der nicht von uns zuerst verwerthet würde, um nachher von anderen Nationen angenommen zu werden.“ Diese Behauptung wäre recht schwer zu beweisen; und der Politiker könnte, auch wenn sie bewiesen wäre, nicht empfehlen, sie öffentlich auszusprechen. Erstlicherer klang nächsteren Deutschen, was der Kaiser über die Aufgaben des neuen Kaiserthums sagte: es soll nicht, wie das alte, „unter der Sorge um das Weltimperium das germanische Volk und Land aus dem Auge verlieren“, sondern, „nach außen beschränkt auf die Grenzen unseres Landes“, nach innerer Kräftigung seines Bestrebens. Das ist ein starkes Argument gegen den expansiven Imperialismus und völlig unvereinbar mit dem Wort: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“; für den Kaiser liegt sie jetzt im Grenzgebiet unseres Landes, auf den wir „nach außen beschränkt“ sind. Und: „die Wurzeln der Kaiserkrone ruhen im märkischen Sand“. Man muß abwarten, ob diese Worte wieder verhallen werden oder eine Umkehr ankünden sollten. Das hohe Ziel ihres nationalen Lebens werden nach des Kaisers Meinung die Deutschen nur erreichen, wenn sie fromme Christen sind. „Ob wir moderne Menschen sind, ob wir auf diesem oder jenem Gebiet wirken: Das ist einerlei. Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, Der ist verloren.“ Armer Alter Feis, armer Goethe, arme Moderne, die Ihr nach der schmerzlich vermißten Einheit im Denken und Handeln drängt, unter Qualen um eine neue Weltanschauung ringt: Ihr seid unrettbar verloren. Wie ein alter Kaiser, „stell“ Wilhelm der Zweite „das ganze Reich, das ganze Volk unter das Kreuz.“ Und Niemand erinnert den frommen Volksrepräsentanten ehrsüchtig daran, daß heute Abermillionen von der Wurzel seines Glaubens gelöst sind, der sie lange genug in lähmende Widersprüche zwischen Bekennen und Thun gebannt hielt, und daß seit den wittenberger Tagen das Verhältniß zu Gott die persönlichste Sache des Einzelnen geworden ist. Niemand. Der Kaiser, der summus episcopus des preussischen Protestantismus, spricht von der „großen Zeit der Reformation“ und nennt dennoch den Papst, wie der gläubigste Katholik, den „Heiligen Vater“ und freut sich der Anerkennung, die

Leo der Dreizehnte in einem Privatgespräch dem Zustand des Deutschen Reiches gesendet haben soll. Welche Kraft, muß man, nicht zum ersten Mal, fragen, bleibt einem Protestantismus, der gegen Rom nicht mehr protestirt? Was hindert ihn noch, die Kluft endlich zu schließen und den „Heiligen Vater“ von dem ärgernden Anblick eines Kepervolkes zu befreien? . . . Wenn der Regierungszeit Wilhelms des Zweiten einst ein Angilbert entsteht, wird er melden müssen: von Jahr zu Jahr sei es den Aufrechten schwerer geworden, sich in den Gedankengängen des Kaisers zurechtzufinden; doch so ungeheuer sei dazumal im Lande der „Germanen mit dem reinen Gemüth“ die Macht der Heuchelei und Lüge gewesen, daß der Kaiser die Wirkung seiner Neben beim besten Willen nicht zu ahnen vermochte und, da ungehemmt kein Ruf zu ihm drang, mit unerschütterter Zuversicht an die Auswählung des Volkes glauben konnte, das ihm die wichtigste Pflichterfüllung, Wahrhaftigkeit, schuldig blieb.

Some Good English Literature since 1871. With a new Catalogue of the Library.

eine kleine Ergänzung
en habe: Deutschland
isches Buch und ich bin
enz des Weltverkehrs
der in Industrieländer
o alle Staaten Agrar-
Industriecerzeugnisse,
zeugnisse gegen Boden-
lich, deren Beseitigung
thtschaft im Augenblick
nach; über Das aber,
l, seht er sich zu leicht-
ökonomien von Fach,
tei für ihren besonde-
Bodenfrage. Und Das
als daß ich mich nicht
Bohle beweist, daß es
denheit des Betriebes
tische theuer macht; in
ustro betrieben; hohe
Grundrente sind meines
d ein Symptom hoher
unsere Landwirthe ihre
? Doch wohl deshalb
i der Wirtschaft, viel
verständlich überall ge-
an, und intensiv würde
wenn nicht die Boden-
sch nur auf „Freiland“
der Getreidepreise eben
tärliche Grenze findet,
der Zollschutz nur vor-

„Meinem Artikel ‚Industrie- oder Agrarstaat?‘
nachzuschicken, veranlaßt mich ein Buch, das ich erst jetzt gele-
am Schreibewege‘ vom Dr. Ludwig Bohle. Es ist ein vortreff-
namentlich mit Dem einverstanden, was darin über die Tendenz
gesagt wird: daß wir nicht der ungesunden Scheidung der Vär-
und Agrarländer entgegengehen, sondern einem Zustande, wo
Industrie- Handelsstaaten sein und nicht Agrarprodukte gegen
sondern Industriewaaren gegen Industriewaaren und Bodener-
erzeugnisse austauschen werden, — mit den Ausnahmen natür-
die Klimounterschiede verwehren. Daß die deutsche Landwirth-
hohe Getreidezölle braucht, weist Bohle beinahe überzeugend
was in Zukunft, sagen wir nach dreißig Jahren, werden sol-
fertig hinweg, mit Hilfe eines Mittels, das alle Nationen
sowohl die agrarierfreundlichen wie ihre Gegner, jede Par-
ren Zweck, anzuwenden pflegen: er umgeht vorsichtig die
veranlaßt nun einige Trugschlüsse, die zu interessant sind,
versucht fühlen sollte, wenigstens zwei davon anzumerken.
nicht der Unterschied der Bodenpreise, sondern die Verschä-
ist, was die amerikanische Produktion wohlfeil und die der
Amerika wird die Landwirthschaft extensiv, bei uns intensive
Bodenpreise oder, anders ausgedrückt, ein hoher Stand der
Erachten nicht die Ursache, sondern umgekehrt die Folge un-
Produktionkosten.‘ Ja, warum erniedrigen dann nicht un-
Produktionkosten dadurch, daß auch sie extensiv wirtschaften
nicht, weil zum extendere, zum Ausdehnen und Ausbreiten
Raum gehört und wir den nicht haben. Extensiv wird selbst
wirtschaftet, wo man viel Land hat und sich ausbreiten kann,
nie und nirgends in der Welt gewirthschaftet worden sein,
knappheit dazu gezwungen hätte. Deshalb bleibt dabei, die
wohlfeil gewirthschaftet werden kann. Und da die Steigerung
so wie die Steigerung der Intensität des Anbaues ihre na-
so folgt daraus, daß auf immer knapper werdendem Boden

übergehend, aber nicht dauernd helfen kann. Die Bodenpreise können hoch bleiben, auch wenn die Grundrente fällt oder ganz schwindet; sie müssen es bei einem gewissen Grade der Volksdichtigkeit. Denn der Boden ist so unentbehrlich wie die Luft, und da unentbehrliche Güter unbedingt gekauft werden müssen, so unterliegt er dem Gesetz von Angebot und Nachfrage in dessen schärfster Fassung. Wo in Gegenden mit vorwiegender Klein- und Zwergebetrieb Acker in Parzellen verpachtet wird, da treiben einander die kleinen Besitzer zu unsinniger Höhe. Damit ist ein zweiter Trugschluß aufgedeckt. Weil die Güterpreise in diesen Jahrzehnten der niedrigen Getreidepreise nicht erheblich heruntergegangen sind und kein lebhafter Besitzwechsel stattgefunden hat, hält Pohle das Argument der Gegner für falsch, daß die Erhöhung der Getreidepreise durch Zollerrhöhung der Landwirtschaft nicht nützen werde, weil sie zugleich den Güterpreis erhöhe. Die Auswärtsbewegung der Preise wirkt aber ganz anders als der Preisfall. Steigt die Rentabilität, so reißt man sich (in einem Lande mit einer intelligenten, strebsamen und sich rasch vermehrenden Bevölkerung) um Landgüter und auf dem Markte erscheinen nicht allein die strebsamen jungen Landwirthe, sondern auch die Güterpekulanten; die stürmische Nachfrage treibt den Preis der Güter über den realen Werth hinaus. Ob denn jeder Käufer so dumm sein müsse, über den Werth zu bezahlen, fragt Pohle. Dummheit ist hier gar nicht im Spiel. Man eskomptirt eben die voraussichtliche Fortdauer der Steigerung, verrechnet sich dabei wie bei jeder anderen Spekulation und der muthige und thatkräftige junge Landwirth muß um jeden Preis zugreifen, weil ihm die Bodenknappheit keine andere Wahl läßt: theuer bezahlen oder auswandern. Beim Rückgang der Rentabilität aber verkauft der Besitzer nicht sofort — ein Landgut ist kein Börsenpapier —, sondern hofft auf bessere Zeiten; und weil nicht viele Landgüter zum Verkauf angeboten werden, können die Güterpreise nicht fallen.“

Aus dem Brief einer Mutter, die, trotz den großen, Reformen verheißenden Worten, sorgend auf die Schulergebnisse ihrer Kinder blickt:

„Der wichtigste Faktor war den Schulreformatoren bisher die Hygiene. Ihrem Gebot unterwarfen sie sich. Sie durfte besondere Anforderungen stellen. Sie verlangte für jeden Schüler ein gewisses Minimum von Quadratfläche, um ausreichenden Platz zu bieten, sie sorgte für genügende Ventilation, um den kleinen Lungen auch im Klassenraum gute Luft zuzuführen. Sie verwarf alte Schultische und Bänke und forderte bessere Konstruktionen, die die Zahl der Bekrümmungen und Kurzstrecken mindern sollten. Sie empfahl besseren Druck der Schulbücher und verbannte die alte Schiefertafel. Sie schrieb Länge, Breite und Höhe der Schulräume vor. Die Länge darf neun Meter nicht überschreiten, damit jedes Kind mit normalem Auge von der letzten Bank aus an die Tafel Geschriebenes lesen kann. Die Breite soll nicht mehr als sieben Meter betragen, damit bei seitlich gelegenen Fenstern auch die an der Gegenwand sitzenden Kinder genügendes Licht bekommen. Der Raum muß vier Meter hoch sein. Während man so den Ansprüchen der Hygiene Rechnung trug, durch Gesetz und Verordnung sie anerkannte, haert man da, wo das Eingreifen der Hygiene aufhört, wo es sich um geistige Interessen handelt, noch heute einer gründlichen Reform. Man dachte nur an das körperliche Wohlbefinden des Kindes. Das Züchtigungsrecht allein, die unumschränkte Benutzung des ‚gelben Onkels‘ wurde den Lehrern genommen, denn die moderne Pädagogik will von körperlichen Strafen nichts wissen. Das ist aber auch Alles; sonst ging es im alten Tempo weiter. Nun ist aber nicht

Jeder, der seine Seminarzeit hinter sich hat, schon ein guter Lehrer. Zum Lehren gehört das *Donum docendi*, die Lehrgabe, das Geistesgeschenk, eine besondere Anlage. Von der Lehrgabe hängt der Erfolg des Unterrichtes ab. Wehe dem Lehrer, der nur nach wissenschaftlichen Regeln lehrt, der nur die Natur des Gegenstandes und nicht die individuelle Eigentümlichkeit des Jüglings berücksichtigt! Der Lehrer, der zum Methodiker wird, hat seinen Beruf verfehlt. Im Allgemeinen holt der Lehrer seine Bildung aus dem Seminar. *Seminarium* heißt Pflanzenschule. Kinder sind gleich Pflanzen, die auch im Einzelnen beobachtet werden müssen und nicht, nach botanischen Lehrbüchern, alle nach einem Schema. Da gilt es auch, je nach Bedarf den Boden zu lockern, die Pflanzen mit Stäbchen zu stützen, die Raupen abzulesen, zu gießen und andere Arbeit dieser Art zu thun. Man hört so oft: Die beiden Brüder hatten die gleiche Erziehung und doch ist der eine tüchtig und der andere ein Laugenichts geworden. Woher kommt Das? Ganz einfach: weil die Erziehung für den einen paßte und für den andern nicht. *Alter frenis eget, alter calcaribus*. Der Eine bedarf der Zügel, der Andere der Sporen. Die Lehrer wollen die Kinder bilden. Ja, ist denn ein Anhäufen von Kenntnissen, von allerhand Material Bildung? Ist es nicht fürs spätere Leben gleichgiltig, ob ein Kind weiß, daß 1645 die Schlacht bei Naseby geschlagen wurde, daß die mittlere Höhe des Thian-Schan 3900 Meter beträgt, daß der Amur aus zwei Quellflüssen, dem südlichen Kerlun, später Argun genannt, und dem nördlichen Nuon, später Schilla genannt, zusammenfließt? Und welche Unmanieren sieht man mitunter an Lehrern! Das Beispiel erzieht! dieses Wort stellt Pestalozzi als ersten pädagogischen Grundsatz hin. Die Kinder sind scharfe Beobachter und ihre Erziehung fordert von dem Erzieher eine stete Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit. Man sollte mit den Lehrkräften öfter wechseln, die Lehrer zeitiger pensioniren und jungen Kindern junge Lehrer geben, die sie auch außerhalb des Schutzbereiches verstehen können. Lehrer, die nach Prinzipien die Hände falten lassen, wie es noch heute in einer höheren Mädchenschule des berliner Westens vorkommt, müßten entlassen werden. Die Kinder müssen dort in den ersten zwanzig Minuten der Stunde die Hände so auf den Tisch legen, daß nur Zeige- und Mittelfinger der Hand auf dem Tisch sichtbar sind. In den nächsten zwanzig Minuten halten sie die Hände gefaltet und in den letzten zwanzig Minuten, auf ein gegebenes Zeichen, auf dem Rücken verschränkt. Ein anderes Beispiel, diesmal aus einem Gymnasium der Friedrichstadt. Die Obersekunda ist versammelt, der Mathematiklehrer wird erwartet. Der Professor kommt, bestreift die Katheder und ruft, während er sich entsetzt in die Haare fährt: „Körner! Wer hat Sie denn in die Obersekunda versetzt, obgleich Sie nicht reif waren?“ „Begner! Wer nimmt denn immer Rücksicht auf Sie, wenn Sie nichts wissen? Und da wagen Sie, die Kreide wieder links von mir zu legen, statt, wie ich so oft gesagt habe, rechts! Die Kreide muß auf der Katheder immer rechts liegen, merken Sie sich! Das ist wichtig!“ Ein dritter Fall, aus einem anderen Gymnasium Berlins. Ein wegen Krankheit zurückgebliebener Quartaner bekommt vom Klassenlehrer Nachhilfestunde. Der Erfolg bleibt nicht aus, läßt aber bald sichlich nach. Der Grund? Der Herr Lehrer benutzte die Stunde, um dem Jungen seine Gedichte vorzulesen. Der kleine Bengel konnte sie zum Theil schon auswendig und citirte mit Vorliebe ein Gedicht, das den schönen Titel trug: „Weiberhaß“. Natürlich behandelte er Alles, was an weiblichen Wesen im Hause war, von der Mutter bis zur Küchenfee, seitdem mit Nichtachtung. Vierter Fall aus einer Mädchenschule. Die

Stoße hatte zur Andacht geläutet, aber von Ruhe war noch nichts in der ersten Klasse zu spüren. Der Lärm dringt bis in den VorSaal und die Direktorin stürzt ins Zimmer. „Ihr Betwogenen, was seid Ihr?“ Keine Antwort. „Sagt: Wir sind Sünder.“ „Wo steht Ihr?“ Allgemeines Schweigen. „Sagt: Auf der untersten Stufe der Himmelsleiter!“ Und so weiter. Warum der apokalyptische Ton? Weil heitere Buchfische gelacht hatten. Also passirt anno Domini 1902. Und nun weise man zum Schluß noch einen Blick in das Aufsatzeheft eines fünfzehnjährigen Mädchens. Ich fand zwei Thematata. Erstens: Die Großstadt bei Nacht. Zweitens: Betrachtungen über am Schulhaus stehende Studenten im Klassen- und im Lehrerzimmer. . . Meine Beispiele sind nicht erfunden. Viele Eltern und Kinder werden Ähnliches zu berichten wissen. Will man nicht endlich daran denken, daß nicht nur hygienische Gesetze zu einer Reform des Schulwesens drängen?“

In Bonn hat der Kaiser den Paradeplatz des Husarenregimentes König Wilhelm I. angesehen und mit dem Borussiaecorps gekneipt. Auf dem Paradeplatz sagte der Kommandeur der Königshusaren: „Unter der Regierung unseres jetzigen Kaisers hat das Deutsche Reich eine nie geahnte Machtstellung erlangt.“ Kurz vorher hatte Herr Ballin in Hamburg gesagt: „Unser kaiserlicher Herr hat den Stempel seiner gewaltigen Persönlichkeit unserem Zeitalter aufgedrückt.“ Während des Borussiaecorps, dem erpräsidirte, rief der Kaiser: „Noch nie, so lange die Geschichte der deutschen Universitäten geschrieben ist, ist einer Universität eine solche Ehre zu Theil geworden wie am heutigen Tage. Im Kreise der Schönen Bonns, umgeben von fürstlichen Damen, ist Ihre Majestät die Kaiserin erschienen, die erste Landesfürstin, um dem Kommerz der Studenten beizuwohnen. Diese beispiellose Ehre wird der Stadt Bonn zu Theil und in dieser Stadt Bonn dem Corps der Borussen. Ich hoffe und erwarte, daß alle jungen Borussen, auf denen heute das Auge Ihrer Majestät geruht hat, eine Weihe für ihr ganzes Leben empfangen haben.“

Graf Bülow hat, wie weiland Bismarck, auf der Ehrenleiter des Czars eine Rangstufe übersprungen. Der Major von Bismarck wurde auf dem Schlachtfeld von Königgrätz Generalmajor; der Rittmeister Graf Bülow ist in Bonn Husarenoberst geworden. Ueber ein Kleines wird er General sein und kann, wenn dann nicht schon ein anderer Husar sich in der ersehnten Rolle des Kanzlers versucht, mit Kolpaß und Gangschulren in den Reichstag kommen und die Abgeordneten den Unterschied zwischen schwerer und leichter Kavallerie kennen lehren. Zwei Vesper fordern übrigens beinahe umgestüm, ich solle dem Kanzler zärtliche Worte sagen, weil er die von den Bahnhöfen verbannte „Zukunft“ offenbar nicht a limine weise. Denn am einunddreißigsten Mai stand in der „Zukunft“: „Daß die Provinzen Westpreußen und Posen mit einer Viertelmilliarde gedüngt werden, ist sicher gut; nun soll man sie verwalten, als gehörten sie einer großen, soliden Bank.“ Und am zwölften Juni sagte Graf Bülow im Herrenhaus: „Ich werde mir ganz besonders angelegen sein lassen, darauf hinzuwirken, daß die Ansiedlungskommission praktisch und geschickt vorgeht, nicht vom Standpunkt der Oberrechnungskammer, sondern vom Standpunkt einer gut geleiteten, klugen und soliden Bank. Dann wird es sich auch lohnen, daß wir Westpreußen und Posen mit einer Viertelmilliarde befruchten.“